



universität
wien

Diplomarbeit

Titel der Diplomarbeit

Die Integration der Jüdischen Gemeinde in die Wiener Stadtgemeinde nach 1945

Verfasserin

Jennifer Bendele

Angestrebter akademischer Grad

Magistra der Philosophie (Mag. phil)

Wien, 2012

Studienkennzahl lt. Studienblatt: A 300

Studienrichtung lt. Studienblatt: Politikwissenschaft

Betreuer: Univ.-Doz. Dr. Johann Wimmer

Inhaltsverzeichnis

1 Einleitung.....	4
1.1 Persönlicher Zugang.....	4
1.2 Relevanz des Themas.....	5
1.3 Bisherige Forschung.....	6
1.4 Erkenntnisinteresse.....	6
1.5 Forschungsfragen.....	8
1.6 Methode.....	9
1.6.1 Literaturrecherche.....	9
1.6.2 Das qualitative Interview.....	10
1.6.3 Begründung der Methodenwahl.....	11
1.6.4 Begriffsdefinition.....	12
 2 Jüdische Geschichte.....	 15
2.1 Antike.....	15
2.2 Mittelalter.....	16
2.3 Beginn Moderner Staatlichkeit.....	16
2.4 Erster Weltkrieg.....	18
 3 Stunde null – Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg.....	 19
3.1 Die Überlebenden aus den Konzentrationslagern.....	22
3.2 RückkehrerInnen.....	24
3.3 Zugewanderte Jüdinnen und Juden.....	27
3.4 Displaced Persons.....	28
3.5 Überlebende in Wien.....	30
3.6 Jüdisches Leben in der Nachkriegszeit.....	31

4 Geschichte der Israelitischen Kultusgemeinde.....	34
4.1 Aufgaben der Israelitischen Kultusgemeinde.....	37
4.2 „Wiedergutmachung“.....	38
5 Konflikte.....	44
5.1 Konflikte zwischen den Opfern des Nationalsozialismus und Österreich.....	44
5.2 Innerjüdische Konflikte.....	46
5.2.1 Nachkriegsjahre.....	46
5.2.2 Generationenkonflikt.....	47
5.2.3 Nicht-mosaische Jüdinnen und Juden.....	49
6 „Annäherung“.....	52
6.1 Die Theorie der kulturellen Identität nach Hutchinson und Smith.....	52
6.2 Großgruppenidentität nach Volkan.....	56
6.3 „Annäherung“ am Beispiel von Rudolf Gelbard.....	57
7 Diskussion und Ausblick.....	64
7.1 Beantwortung der Forschungsfragen.....	64
7.2 Integrationsmodell nach Berry.....	71
7.3 Fazit.....	73
Abstract.....	78
Literaturnachweis.....	79
Anhang Interviews	
Interview 1: Peter Stiegnitz.....	81
Interview 2: Rudolf Gelbard.....	95
Lebenslauf.....	108

Die Integration der Jüdischen Gemeinde in die Wiener Stadtgemeinde nach 1945

1 Einleitung

1.1 Persönlicher Zugang

An erster Stelle dieser Arbeit soll mein persönlicher Zugang zum Thema der Integration der Jüdischen Gemeinde in Wien nach dem Zweiten Weltkrieg erklärt werden. Ich lebe seit dem Jahr 2000 in Wien, und von Beginn an hat mich die Präsenz des Judentums in dieser Stadt beeindruckt. Etwa die vielen jüdischen Musik- oder Filmfestivals, das jüdische Viertel im zweiten Wiener Gemeindebezirk oder das kleine, aber feine Jüdische Museum in der Dorotheergasse im ersten Bezirk mit den ständig wechselnden Ausstellungen. Dort wurde einem stets vor Augen geführt, welche lange Tradition und Geschichte die Jüdinnen und Juden in Wien haben.

Mein Eindruck war und ist, dass es in dieser Stadt eine sehr lebendige Jüdische Gemeinde gibt – die man auch als Nichtjude sehr intensiv wahrnimmt. Dabei ist es gerade einmal 66 Jahre her, als mit allen unmenschlichen Mitteln versucht wurde, das jüdische Leben nicht nur in Wien, sondern im ganzen nationalsozialistischen Deutschen Reich auszulöschen.

Gerade aus politischer und sozialwissenschaftlicher Sicht, stellt sich mir die Frage, wie dieses „Wiedererblühen“ der Jüdischen Gemeinde in Wien vonstatten ging. Wie waren die ersten Jahre für aus dem Konzentrationslager zurückgekehrte Jüdinnen und Juden, die nun im „Täterland“ wohnen mussten? Wie konnte die Gemeinde wiederaufgebaut werden, nachdem sie auf die

brutalste Art und Weise zerstört und zerschlagen worden war?
Welche Schritte waren notwendig, um sich wieder zu Hause
fühlen zu können?

1.2 Relevanz des Themas

Bis in die 1960er-Jahre breitete das öffentliche Österreich mehr oder weniger einen Mantel des Schweigens über die Gräueltaten des Nationalsozialismus – man bemühte die Opferthese. Allmählich erlangte das Thema öffentliche Aufmerksamkeit und erst im Jahre 1991 gestand Bundeskanzler Franz Vranitzky die Mitschuld der ÖsterreicherInnen an den Verbrechen und den Folgen des Nationalsozialismus ein. Auch die Restitutionszahlungen oder Rückgaben von gestohlenen Kunstwerken an Erben und Nachkommen der Enteigneten und Geschädigten beschäftigen die Medien von Mitte der 1990er-Jahre bis in die jüngere Vergangenheit.

Meinem Empfinden nach werden die Jüdinnen und Juden und das Judentum in Österreich medial hauptsächlich als (heute schmerzlich vermisster) Teil der österreichischen Geschichte dargestellt und als Opfer des Zweiten Weltkrieges. Andererseits wird die Bezeichnung „jüdisch“ von den Medien sehr gerne genutzt: Der jüdische Maler XY, die jüdische Schriftstellerin XY, der jüdische Künstler XY... Je nach Zielgruppe soll dem Leser anscheinend ein ganz spezielles Bild vor Augen geführt werden.

Das Spektrum, welches dieses Bild suggerieren kann, entfaltet sich zwischen „Opfer des Nationalsozialismus“ und als Verharmlosung von subtiler Wiederbetätigung. Rudolf Gelbard, ein KZ-Überlebender mit dem ich ein Interview für diese Arbeit geführt habe, meinte zu dieser Vorgangsweise der Medien: „Ist

jemand Jude, so steht es immer dabei, keiner hinterfragt das. Stellen Sie sich aber vor, dass wäre bei altkatholischen, römisch-katholischen oder evangelischen Christen auch so... Das interessiert doch niemanden. Warum dann immer der jüdische Soundso. Was will man damit bezwecken?"

Für mich ist die Relevanz des Themas klar ersichtlich.

1.3 Bisherige Forschung

Im Zuge meiner Recherchen habe ich erstaunlich wenig Literatur zum Thema „Die Jüdische Gemeinde in Wien nach 1945“ gefunden. Es gibt zwar eindrucksvolle Werke, wie etwa von Evelyn Adunka, die für ihr umfassendes Buch „Die vierte Gemeinde: Die Wiener Jüdinnen und Juden in der Zeit von 1945 bis heute“ die Archive durchgearbeitet hat. Doch auch Adunka bemerkt in ihrem Vorwort der „Vierten Gemeinde“, dass die einschlägige Forschung in Österreich – besonders im Gegensatz zu Deutschland – enorme Lücken aufweise.

Auf Adunkas Arbeit sowie das Buch „Neuanfang ohne Illusionen“ von Helga Embacher, über die Herausforderungen der Jüdinnen und Juden nach 1945 in Österreich, stützt sich der historische Teil der Arbeit. Die meiste verfügbare Fachliteratur über das jüdische Leben in Wien handelt dennoch von der Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg. Auch aus diesem Grund habe ich beschlossen, für diese Arbeit Experteninterviews durchzuführen.

1.4 Erkenntnisinteresse

Das Erkenntnisinteresse dieser Diplomarbeit bezieht sich im Großen und Ganzen auf die Integration der Jüdischen Gemeinde

in Wien nach 1945. Herausgefunden werden soll, wie nach einem historisch beispiellosen Verbrechen wie der Shoah, die Jüdische Gemeinde in Wien wieder zu ihrer heutigen Stärke und Präsenz kommen konnte. Im Fokus der Forschung liegt also einerseits die Reflexion der Jüdischen Gemeinde und der Israelitischen Kultusgemeinde über die Zeit nach 1945 in Wien. Von Interesse sind aber auch andererseits die Bestrebungen von offiziellen österreichischen Vertretern in Hinblick auf die Koexistenz und Kooperation mit der jüdischen Bevölkerung für denselben Zeitraum (Stichwort: „Wiedergutmachung“, siehe gleichnamiges Unterkapitel).

Angesichts der Heterogenität jüdischen Lebens – wie in jeder individuellen Großgruppe zu finden, – soll nicht jede spezielle Ausprägung von Zugehörigkeitsgefühl festgestellt, untersucht und analysiert werden. Der innerjüdische Konflikt, also das Auseinanderdriften unterschiedlicher Standpunkte und die Bedeutung von Religiosität für jeden Einzelnen, soll dennoch nicht außer Acht gelassen werden.

In dieser Arbeit wird das Hauptaugenmerk auf die historische Entwicklung bis zum heutigen Ist-Zustand der Jüdischen Gemeinde im Großraum Wien gelegt. Nicht ausführlich behandelt wird die Zeit des Nationalsozialismus, da dies den Rahmen der Arbeit sprengen würde. Die Folgen der „Stunde null“ werden aber den Großteil dieser Untersuchung ausmachen.

Ziel ist es, die Schwierigkeiten, aber auch die Chancen einer solchen Re-Integrierung der Jüdischen Gemeinde in die Wiener Stadtgemeinde nach 1945 aufzuzeigen. Dabei ist auch die Frage zu beantworten, ob es sich hier rein um eine rein formelle oder um eine tatsächliche Integration handelt. Ob also nur die

rechtlichen Möglichkeiten geschaffen wurden, um der Jüdischen Gemeinde wieder einen „Raum“ zu geben, oder ob, sowohl aus österreichischer als auch aus jüdischer Sicht, vitales Interesse aneinander besteht und der Wunsch nach fruchtbarer Kooperation, die im Idealfall sogar in eine Symbiose münden könnte.

In weiterer Folge ist die Absicht dieser Arbeit, überhaupt zu definieren, wie dieser „Idealtypus Symbiose“ zustande kommen kann und was er bedeuten soll. Klar ist, dass Integration ein zweigleisiger Prozess ist, gewöhnlich zwischen einer Minderheit, die sich integrieren will/muss/soll und einer Mehrheit, die diese Integration akzeptiert und zulässt. Eine Gruppe allein, kann trotz der größten Anstrengungen nicht viel ausrichten, wenn sich die andere dagegen wehrt – sei es in einem stillen Nicht-dulden-Wollen oder mit lautstarkem Protest.

1.5 Forschungsfragen

Forschungsfrage 1: Wie hat sich der Wiederaufbau der Jüdischen Gemeinde in Wien nach 1945 tatsächlich gestaltet?

Forschungsfrage 2: Welche bewussten Handlungen wurden nach 1945 von der offiziellen österreichischen Seite getätigt, um der Jüdischen Gemeinde bei ihrem Wiederaufbau entgegenzukommen?

Forschungsfrage 3: Mit welchen Schwierigkeiten sah sich die Jüdische Bevölkerung in den Anfängen des Wiederaufbaus nach 1945 konfrontiert?

Forschungsfrage 4: Inwiefern empfindet sich die Jüdische Gemeinde als Teil der Wiener Gemeinde?

1.6 Methode

Mir ist wichtig, dass Forschung auch außerhalb von Bibliotheken und abseits des Schreibtisches stattfindet. Die bereits zuvor gestellten und weitere Fragen zum jüdischen Leben in Wien, können mir nur Zeit- und Augenzeugen beantworten. Deshalb habe ich mich dazu entschlossen, neben der Literaturrecherche, qualitative Interviews zu führen.

Weiters arbeite ich hypothesengenerierend. Auf Basis der Erkenntnisse, die mit empirischer Forschung erzielt werden, leitet man Hypothesen ab, die es in weiterer Folge zu verifizieren oder falsifizieren gilt. Da es sich bei meinem Thema um eines handelt, das kaum und ergänzungsbedürftig untersucht wurde, kann es in der vorliegenden Arbeit nicht darum gehen, Hypothesen zu überprüfen, die noch gar nicht richtig ausformuliert wurden. Vielmehr sollen einige Hypothesen erst durch diese Arbeit generiert werden.

1.6.1 Literaturrecherche

Literaturrecherche findet überall dort Anwendung, wo der aktuelle Stand der Wissenschaft ermittelt werden soll und ist darüber hinaus dafür verantwortlich, dass ein Einlesen in die Thematik überhaupt vonstattengehen kann. Im Zuge der vorliegenden Arbeit wurde anhand dieser Methode ein Grundgerüst an Informationen zum Judentum im Allgemeinen, der Jüdischen Gemeinde in Wien und zu verschiedenen wissenschaftlichen Theorien und Perspektiven verwendet. Selbstverständlich wurde auf die Einhaltung der Form von direkten und indirekten Zitaten geachtet.

1.6.2 Das qualitative Interview

Im Gegensatz zu quantitativen Fragebögen, deren Ziel es ist, Daten und Fakten in großer Anzahl zur besseren Vergleichbarkeit zu produzieren, hat das qualitative Interview einen viel individuelleren Zugang zum Gesprächspartner. Im Zentrum der Interviews der vorliegenden Arbeit lag eben nicht, die Anhäufung von Zahlenwerten, sondern die qualitative und inhaltvolle Offenbarung des Gegenübers.

Mein erstes Interview führte ich mit Peter Stiegnitz, den ich in einem anderen Zusammenhang beruflich als Journalistin kennengelernt habe. Im Zuge meiner Recherchen fiel mir seine Biografie auf: Stiegnitz wurde 1936 in einer jüdischen Familie in Budapest geboren. Er überlebte die Shoah und emigrierte nach kommunistischen Verfolgungen in seiner Heimat nach Wien. In seinen Büchern beschäftigt er sich mit den psychologischen Folgen der Shoah für die überlebenden Jüdinnen und Juden. Das Interview fand in seinem Wohnzimmer statt und dauerte fast zwei Stunden. Ich war erstaunt über die Offenheit, mit der Stiegnitz über die Konflikte innerhalb der Jüdischen Gemeinde sprach; etwa den Konflikt zwischen den Generationen oder über das Problem, die eigene Religiosität auszuformen, was ja auch Folgen bezüglich der Zugehörigkeit zu einer Großgruppe hat.

Mein zweites Interview führte ich mit Rudolf Gelbard im Café des Hotel Imperial, dessen Kontaktdaten mir freundlicherweise Evelyn Adunka gab. Gelbard überlebte gemeinsam mit seinen Eltern das KZ Theresienstadt und erinnert bis heute als Zeitzeuge bei zahlreichen offiziellen Anlässen an die schrecklichen Verbrechen der Shoah. Zu Beginn des Gespräches hatte ich den Eindruck, dass Rudolf Gelbard etwas zurückhaltend war. Er wollte wohl erstmal abwarten, was meine

Absichten waren und herausfinden, wie gut ich vorbereitet war. Doch nach den ersten Minuten verflog dieses Gefühl und wir sprachen über seine Zeit im KZ und die Rückkehr nach Wien, wo er aber nie bleiben wollte. Der gesundheitliche Zustand seiner Eltern machte eine Weiterreise für beide unmöglich, Gelbard wollte im Alter von 15 Jahren seine Eltern aber keinesfalls verlassen. Besonders beeindruckend waren für mich dabei die Schilderungen aus dem KZ, in welches er als Zwölfjähriger deportiert wurde. Obwohl die Erlebnisse fast 70 Jahre zurückliegen, hatte ich immer wieder den Eindruck, dass das Geschehene – und somit auch die Gefühle – für Gelbard immer noch präsent sind. Vor allem, als er sich an seine verstorbenen Freunde aus dem Jugendblock erinnerte.

Normalerweise werden biografische Elemente in Interviews eher in Form von narrativen Interviews abgehandelt und im Kontrast dazu werden Experten als Repräsentanten einer ganzen Gruppe weniger über persönliche Erfahrungen befragt. (Vgl. Flick, 2007, 214 ff)

Die im Zuge dieser Arbeit durchgeführten Gespräche stellen hier allerdings eine Besonderheit dar, denn es handelt sich bei den beiden Experten sowohl um Personen, die sich in ihrem persönlichen Leben mit der Thematik auseinandergesetzt hatten und haben (und zwangsläufig mussten), als auch als Repräsentanten der Jüdische Gemeinde selbst.

1.6.3 Begründung der Methodenwahl

Das Ziel qualitativer Forschung ist die Erkenntnis in der Tiefe, weniger in der Breite. Ich möchte mit dieser Arbeit den Ist-Zustand des jüdischen Lebens in Wien erörtern, welche auch zur

Orientierung für weitere Forschung dienen kann und soll. Eine quantitative Herangehensweise an das dieser Forschungsarbeit zugrundeliegende Erkenntnisinteresse würde nicht zu den gewünschten Antworten führen und könnte den hier gestellten Forschungsfragen nicht in der entsprechenden Form gerecht werden. Aufgrund des Mangels an bisheriger Forschung in Hinblick auf die Jüdische Gemeinde Wien, soll die hier stattfindende qualitative Auseinandersetzung mit der Thematik eine erste Orientierung bieten, die in die Tiefe geht und nicht in die Breite forscht, wie es bei einer quantitativen Untersuchung der Fall wäre. Durch die Methodentriangulation von den Inhalten der Literaturrecherche und den Ergebnissen der qualitativen Experteninterviews wird versucht ein ganzheitliches Bild zu zeichnen, das Grundlage für weitere Forschungen sein sollte.

1.6.4 Begriffsdefinition

Zu Beginn der Arbeit müssen die Begriffe „Judentum“ und „Jüdin/Jude“ definiert werden. Auf den ersten Blick scheint dies keine Probleme aufzuwerfen – ein/e Jüdin/Jude ist ein Anhänger der Religionsgemeinschaft des Judentums. Wenn der Blick aber geschärft wird, macht es sehr wohl Schwierigkeiten, die einzigartige Geschichte dieses Volkes aus bloß einem Blickwinkel – dem religiösen – zu betrachten. Zuerst einmal war das Volk der Juden von der Antike bis zur Gründung des Staates Israel im Mai 1948 kein Staatsvolk – sondern geprägt von der jüdischen Diaspora. Diese beginnt mit dem Auszug Moses (hebräisch: Mosche) aus Ägypten, wie im Buch „Exodus“ beschrieben. Hier fühlte sich das jüdische Volk zum ersten Mal als freies und unabhängiges Volk – gefeiert wird der Auszug aus

Ägypten jedes Jahr im siebentägigen Pessach-Fest. (Vgl. Wurmbrand/Roth, 1980, 16)

Die jüdische Diaspora, die Zerstreuung der Jüdinnen und Juden auf alle Erdteile, lässt eine einheitliche Beschreibung der Geschichte der Juden nicht zu, sondern zwingt, zumindest Gemeinsamkeiten zu suchen und sich auf diese zu konzentrieren. So kann behauptet werden, dass Jüdinnen und Juden sich allerorts mit Verfolgung und Vertreibung konfrontiert sahen, aber auch, dass Jüdinnen und Juden überall, wo sie sich ansiedelten, eine wichtige Rolle im Gemeinschaftswesen gehabt haben – beispielsweise als Hofjuden. So gesehen, gibt es weder den typischen Juden noch „ein“ Judentum. Es ist das Ergebnis eines viertausend Jahre andauernden „Kampf(es) ums Überleben“, wie die Autoren Wurmbrand und Roth ihr Buch über die Geschichte des Judentums untertitelten.

John W. Berry, der seit mehr als vier Jahrzehnten ein Pionier auf dem Gebiet der *Acculturation* ist, bringt aber noch einen anderen Aspekt in die Debatte ein. Er unterscheidet zusätzlich zwischen *group level* – wie also Kollektive, wie etwa Empires, Nationalstaaten, Kommunen oder Institutionen ihr Verhalten regeln – und *individual level*. Hier liegt der Fokus auf den Mitgliedern der einzelnen kulturellen Gruppen und ihrem Zusammenleben.¹ So ist laut Berry eben Integration mit all ihren Abstufungen ein Aushandeln der Positionen zwischen den politischen Institutionen und der Gruppe der Individuen. Schwierig dabei ist, dass die Individuen viel schwerer zu fassen

¹ Berry, John W.; „Acculturation: Living successfully in two cultures“; International Journal of Intercultural Relations, 2005. <http://isites.harvard.edu/fs/docs/icb.topic551691.files/Berry.pdf> (Zugriff am 16. 10. 2011)

sind als klar definierte politische Vorhaben – unabhängig davon, ob diese auch so durchgeführt werden.

Wie schon erwähnt, fällt es nicht leicht, die Jüdische Gemeinde in Wien genau zu definieren. Im Fall dieser Arbeit ist mit Jüdischer Gemeinde Wien alle in Wien lebenden Jüdinnen und Juden gemeint – das Ausmaß der individuellen religiösen Prägung soll hier nicht Gegenstand sein. Da aber auch die nicht-gläubigen beziehungsweise konvertierten Jüdinnen und Juden von der „Stunde null“ betroffen sind, werden sie unter dem Begriff Jüdische Gemeinde zusammengefasst.

Nach dem Gespräch mit Rudolf Gelbard habe ich mich aus Respekt gegenüber der Opfer dazu entschlossen, das hebräische Wort Shoah (übersetzt: Vernichtung oder Zerstörung) als Bezeichnung für die Judenvernichtung in der vorliegenden Arbeit zu wählen. Die gängige Bezeichnung Holocaust stammt aus dem Griechischen, wurde zuerst in den USA verwendet und bedeutet wörtlich übersetzt „Brandopfer“. Obwohl der Begriff Holocaust teilweise und vor allem bei den Opfern umstritten ist, hat er sich in der wissenschaftlichen Literatur durchgesetzt. (Vgl. Danglmaier, 2009, 15 f)

2 Jüdische Geschichte

Selbstverständlich ist an dieser Stelle nur ein Überblick über die Jahrtausende alte jüdische Geschichte möglich. Um aber den Ist-Zustand zu verstehen, muss erörtert werden, was zuvor passiert ist. Ein Rückblick auf die Geschichte des jüdischen Volkes soll aber auch zu verstehen geben, dass sich manche Vorurteile und Repressionen gegenüber Jüdinnen und Juden von der Antike bis zur Jetztzeit nur wenig verändert haben. Ein Versuch, die Ursachen und die Entwicklung zu erklären, soll in diesem Kapitel unternommen werden. Dies erachte ich deshalb als wichtig, um uralte – aber dennoch in Österreich immer wieder gehörte – Vorurteile als solche enttarnen zu können.

2.1 Antike

Die zuvor angesprochene Besonderheit des jüdischen Volkes, während des größten Teils seiner Geschichte kein Staatsvolk gewesen zu sein, hatte zur Folge, dass ein maßgeblicher Teil des gesellschaftlichen Lebens – durch Gesetze – fremdbestimmt war. Seit der Antike waren jüdischen Einwohner bestimmten Auflagen unterworfen, wobei es je nach Gebiet unterschiedliche Ausprägungen gab. Im innerjüdischen Leben war es die Tora, die den Jüdinnen und Juden als Naturordnung diente, die für Gott stand. Ein Jude soll also nach den Gesetzen der Tora leben.

Als einzige Religion zu dieser Zeit glaubten die Jüdinnen und Juden an nur einen Gott, der in der Zukunft einen Messias zu ihnen schicken würde, der die Juden wieder unter einem (Staats-)Volk vereint. Der Name Gottes darf nicht ausgesprochen werden, Abbildungen sind auch nicht gestattet. Für die Römer und Griechen stellte dies eine gewisse Arroganz

dar und es wirkte unheimlich, dass ein Gott, der „versteckt werden muss“, über all ihren prunkvoll vergoldeten Götterstatuen stehen soll. Andererseits war dieser jüdische Weg des Monotheismus auch ein Weg der Treue zu ihrem Gott und ihrer Religion, in der Hoffnung auf einen Messias. Durch die Messiaserwartung unterstellte man den Juden, einen Machtanspruch, die Herrschaft übernehmen zu wollen.

2.2 Mittelalter

Die Jüdinnen und Juden, die sich mittlerweile im ganzen Mittelmeerraum und in großen Teilen Osteuropas angesiedelt hatten, kämpften auch im Mittelalter mit sich immer wieder verändernden Herrscherstrukturen. Unter den Karolingern unterhielten die Juden einen florierenden Handel über das Mittelmeer. Aber auch das Pfandleihtum und der nicht mobile Handel ermöglichten den Jüdinnen und Juden Gemeinden aufzubauen und auch ein Gemeinwesen zu finanzieren. Doch auch im Mittelalter litten die Jüdinnen und Juden in Wien unter Verfolgung und Vertreibung. Im Jahr 1421 wurde die Synagoge am heutigen Judenplatz zerstört; 300 Mitglieder der Gemeinde begingen dort infolge der Zerstörung kollektiven Selbstmord. In den Jahren 1669/1670 wurde die Jüdische Gemeinde von Kaiser Leopold I. vertreiben. (Vgl. Adunka, 2000, 17)

2.3 Beginn Moderner Staatlichkeit

Dieser Teil beschäftigt sich mit der Rechtsstellung und Wanderung der Jüdinnen und Juden innerhalb des Habsburgerreiches. Im Zuge der modernen Staatlichkeit wurde auch auf Statistik besonders Wert gelegt. Probleme bereitete

das „korrekte“ Zählen der Jüdinnen und Juden, da man uneinig war, ob nur Jüdinnen und Juden israelitischer (mosaischer) Konfession gezählt wurden, oder auch jene, die aus der Glaubensgemeinschaft ausgetreten waren oder getauft wurden. So zählte Wien 1784 rund 230 jüdische Einwohner (Vgl. Wandruszka, 1980, 884) 1857 war die Zahl auf 6217 gestiegen, was rund 2,16 Prozent der Gesamteinwohner ausmachte. 1880 war die Zahl der in Wien lebenden Jüdinnen und Juden auf 72.588 angestiegen, was rund 10,06 Prozent der Einwohner Wiens ausmachte. Das Verhältnis (rund 10 % Juden in Wien) blieb bis zum Ersten Weltkrieg konstant, die Zahl der in Wien lebenden Jüdinnen und Juden stieg aber. Erklärbar ist das mit den fortschreitenden Eingemeindungen der Vororte, die die Gesamteinwohnerzahl Wiens überproportional steigen ließen.

Markant war jedenfalls die hohe Fluktuation von Jüdinnen und Juden innerhalb der Länder der Habsburger Monarchie. Vor allem der Zuzug aus ländlichen Gebieten in die Stadt war bemerkenswert. Von Böhmen, Mähren, Galizien und Ungarn zogen Jüdinnen und Juden nach Wien, es gab aber auch eine große Bewegung von Galizien nach Ungarn. Das jüdische Volk kann hier (und auch sonst) keinesfalls als homogen betrachtet werden. Der aschkenasische Teil, der aus dem Osten kommt, sprach jiddisch und assimilierte sich leichter und schneller als der sephardische Teil (besonders in Bosnien-Herzegowina), der spanisch (Spaniolisch: „Judenspanisch“) sprach und unter türkischem Einfluss stand.

Die rechtlichen Stellung und Geschichte der Israelitischen Kultusgemeinde in Wien seit ihrer Gründung im Revolutionsjahr 1848 wird in Kapitel vier ausführlich erläutert.

2.4 Erster Weltkrieg

Die letzte nennenswerte innerstaatliche Verschiebung fand aufgrund des Ersten Weltkrieges statt. 1914/1915 setzte sich infolge der Besetzung weiter Teile Galiziens ein Flüchtlingsstrom in Bewegung, der rund 200.000 bis 300.000 Jüdinnen und Juden umfasste. 77.090 jüdische Flüchtlinge kamen zu dieser Zeit nach Wien. Die Wiedereroberung Galiziens sorgte aber nicht für eine große Rückkehr der zuvor Geflohenen, rund die Hälfte der meist mittellosen Flüchtlinge blieb in Wien. (Vgl. Wandruszka, 1980, 889)

Parallel dazu gab es auch eine hohe Zahl an Auswanderungen von Jüdinnen und Juden aus Österreich-Ungarn ab den 1880ern. Bevorzugtes Ziel waren die Vereinigten Staaten von Amerika, in großem Abstand gefolgt von Kanada sowie Süd- und Mittelamerika. Zwischen 1881 und 1914 zählten die US-Behörden 319.894 jüdische Emigranten. Den Großteil der Auswanderer machten Jüdinnen und Juden aus Galizien aus. (Vgl. Wandruszka, 1980, 890)

3 Stunde null – Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg

Die Jüdische Gemeinde in Wien war vor der NS-Zeit eine der reichsten und größten Mitteleuropas – im Jahr 1945 gab es nur noch 5000 Jüdinnen und Juden in Wien. Besonders augenscheinlich wird das Schicksal der Jüdinnen und Juden, wenn man sich folgenden Zahlen anschaut: Wie der Historiker Jonny Moser aufzeigte, kamen von der rund 200.000 Mitglieder zählenden Jüdischen Gemeinde 1576 Personen in deutschen Konzentrationslagern um, 46.791 der Deportierten wurden in Vernichtungslagern ermordet, 18 fielen Totschlägern zum Opfer, acht kamen in Polizeigewahrsam zu Tode, neun wurden von Gerichten zum Tode verurteilt und 363 Jüdinnen und Juden wurden Opfer des „Euthanasie“-Programms der Nationalsozialisten. 16.692 österreichische Jüdinnen und Juden gerieten nach ihrer Flucht aus Österreich in anderen europäischen Ländern in nationalsozialistische Gefangenschaft und wurden ebenfalls in Vernichtungslagern getötet. Somit beläuft sich die Todeszahl der österreichischen Jüdinnen und Juden unter nationalsozialistischer Herrschaft auf 65.459 Personen. (Vgl. Embacher, 1995, 27)

Dramatisch war die Situation in den Bundesländern: In Graz, Tirol und Salzburg wurde von insgesamt 50 bis 60 überlebende Jüdinnen und Juden berichtet, die meisten davon im höheren Alter. In Graz wurden acht bis zehn Kinder gezählt, in Tirol keine Kinder. In Klagenfurt gab es zwei zurückgekehrte Juden. (Vgl. Embacher, 1995, 48)

Von den 130.000 vertriebenen österreichischen Jüdinnen und Juden kehrten nur einige Tausend zurück. Die ersten waren Soldaten in den Truppen der Alliierten, ab dem Jahr 1947 kamen die ersten Transporte aus Palästina und Shanghai,

danach eine Welle von – vor allem kommunistischen – Jüdinnen und Juden aus der Sowjetunion.

Den Wiederaufbau der Jüdischen Gemeinde stemmten überlebende Wiener Jüdinnen und Juden, heimgekehrte Häftlinge aus den Konzentrationslagern, (vor allem osteuropäische) EinwandererInnen und RückkehrerInnen – also Jüdinnen und Juden, die vor den Nationalsozialisten aus Österreich geflohen waren und nach Kriegsende wiederkamen. So viele verschiedene Einflüsse führten auch zu Konflikten innerhalb der jüdischen Bevölkerung, auf die in Kapitel fünf ausführlich eingegangen wird.

Rudolf Gelbard² beschrieb die Situation nach 1945 im persönlichen Gespräch folgendermaßen:

„Während der Nazizeit gab es nur sehr wenige Juden in Wien, hauptsächlich aus Mischehen, dann Juden ersten und zweiten Grades, um es in Nazidiktion zu sagen. Jene, die aus den KZ nach Wien zurückkehrten, taten das, weil sie verwurzelte Wiener waren oder Eigentum hier hatten. Dann kamen Juden aus England, die waren keine Zionisten, Linke, Religiöse oder Sozialisten, sondern sie wollten

² Rudolf Gelbard wurde 1930 in Wien geboren und erlebte bewusst die Reichskristallnacht. Im Jahr 1942 wurde er ins KZ Theresienstadt deportiert und war eines von wenigen Kindern, die überlebten. Im Mai 1945 erfolgte die Rückkehr nach Wien, Gelbard holte selbstständig seine Schulbildung nach und besuchte die Akademie der Sozialistischen Jugend Österreichs. Er war von 1954 bis 1963 in der Erhebungsabteilung des Bundesministeriums für soziale Verwaltung, danach war er selbstständiger Handelsvertreter, später Redakteur beim der Tageszeitung Kurier. Nach seiner Pensionierung war er verstärkt als Vortragender und Zeitzeuge tätig. Gelbard ist unter anderem Träger des Goldenen Verdienstzeichens und des Silbernen Ehrenzeichen für Verdienste um die Republik Österreich, des Theodor-Herzl-Preis und des nach ihm benannten Rudolf-Gelbard-Preises.

ein neues antifaschistisches Österreich mit aufbauen. Das Kräfteverhältnis in der Kultusgemeinde war folgendermaßen: Erstmal hatten die Kommunisten kurz die Mehrheit, dann viele Jahre die Sozialdemokraten, dann jene aus dem Osten, die in Wien geblieben sind, etwa aus Polen oder Ungarn. Das war der Kern der Jüdischen Gemeinde. In den 70er-, 80er-Jahren kamen Juden aus der Gegend rund um Tadschikistan und Georgien. Das macht die Gemeinde aus. Viele Wiener Juden hatten eine gewisse Kluft mit den Ostjuden oder den sephardischen Juden, aber im Großen und Ganzen ist das gar kein Problem. Für mich war der Hakoah-Sportklub eine wirkliche Heimat. Am Semmering gab es eine Berghütte des Klubs, dort haben wir die Sommer verbracht. Viele alte Freunde sind auch irgendwann weitergezogen, nach Amerika oder Israel." (Gelbard, Interview 2, Anhang)

Im Groben lassen sich also drei Gruppen bestimmen: Die HeimkehrerInnen, vor allem die Jahrgänge 1910 bis 1920, die den Holocaust voll miterlebt haben, litten unter Schuld und Minderwertigkeitskomplexen: „Warum habe ich überlebt, warum ist meine Familie tot. Warum bin ich ins Land der Täter zurückgekehrt, die werden mich eh nie wieder so akzeptieren wie vor 1938.“ (Stiegnitz, Interview 1, Anhang)

Die zweite Gruppe waren vor allem Ungarn – die Welle von 1956 – aber auch Tschechen und Polen, die bis Mitte/Ende der 1980er-Jahre kamen. „Die Ungarn assimilierten sich schnell, die Tschechen und Polen genauso“, beschreibt Peter Stiegnitz³ die damalige Situation.

³ Peter Stiegnitz wurde 1936 in einer jüdischen Familie in Budapest geboren. Er überlebte die Shoah und emigrierte nach kommunistischen Verfolgungen in seiner Heimat nach Wien. Hier studierte er Soziologie, Philosophie, Psychologie und Ethnologie. Er war Professor und bis zu seiner Pensionierung Ministerialrat im Bundespressdienst. Stiegnitz hat 20 Bücher verfasst, unter anderem „Juden

Die dritte, sehr große Gruppe wird oft als russische Juden benannt, dass ist aber nicht ganz richtig. Die meisten kommen aus Baku, Aserbaidshan und aus dem mittleren Teil der Sowjetunion. Diese Gruppe bestand zum größten Teil aus sephardischen Jüdinnen und Juden. Sie gehören also zu jenen Jüdinnen und Juden, deren Vorfahren – angefangen im Mittelalter – von Spanien nach Russland gezogen sind und sich auf diesem Weg niedergelassen haben. Die sephardischen Jüdinnen und Juden haben in Wien eine eigene Gemeinde und eine eigene Zeitung, die NU. Dort werden zum Beispiel die Rabbiner der Gemeinden aufgelistet.

3.1 Die Überlebenden aus den Konzentrationslagern

Im Jahre 1945 war die Situation durch die Shoah für jedes einzelne Opfer völlig zerüttet und geprägt vom individuellen Schicksal. Die Überlebenden waren von den Strapazen der Inhaftierungen schwer gezeichnet und körperlich geschwächt. Die meisten überlebenden Jüdinnen und Juden kamen nach Wien, um Verwandte zu suchen – fast jede Familie hatte Tote zu beklagen. Die meisten kamen nicht mit dem Ziel, lange zu bleiben, sondern hingen aus verschiedenen Gründen in Wien fest. Neben der Suche nach Angehörigen, sahen sie die Hoffnung, vielleicht ihr Vermögen zurückzubekommen. Abgemagert, teilweise noch in KZ-Uniform, trafen die Wiener

– Richter, Rächer, Renegaten“, in dem er die psychologische Situation der Diasporajuden in den „Täterländern“ beschreibt, ist Mitarbeiter mehrerer österreichischer und deutscher Zeitschriften und zweifach mit dem Theodor-Körner-Preis ausgezeichnet. Für diese Arbeit habe ich mit ihm über seine Erlebnisse über die Zeit in Wien nach 1945 gesprochen: Siehe Interview 1 im Anhang

Jüdinnen und Juden in ihre ehemalige Heimatstadt ein. Vielen Überlebenden fehlte die Kraft, sich über die Befreiung zu freuen, viele plagte ein schlechtes Gewissen, (oft als einziger in ihrer Familie) überlebt zu haben.

Ende 1945 waren bei der Israelitischen Kultusgemeinde 822 männliche und 905 weibliche KZ-Überlebende gemeldet, im Jahr 1952 waren es insgesamt nur noch 970. Viele geschwächte und kranke Überlebende starben zu Beginn der Nachkriegszeit an den Folgen der Bedingungen in den Konzentrations- und Vernichtungslagern. (Vgl. Embacher, 1995, 20)

Die zurückgekehrten und überlebenden Jüdinnen und Juden bildeten also den Grundstein für den Wiederaufbau der Israelitischen Kultusgemeinde. Die Zukunft sah düster aus: „Es hieß damals, die Israelitische Kultusgemeinde würde ein Friedhofsamt werden“, erinnert sich Präsident Iwan Hacker 1983 an den Wiederaufbau.“ (Embacher, 1995, 21) Diese trostlosen Ausblick bestätigte auch ein Bericht vom 14. Februar 1946 in der New York Times: Laut einer Umfrage aus dem Januar 1946 wollten zwei Drittel der Wiener Jüdinnen und Juden aus Österreich auswandern, 1000 Personen wollten nach Palästina. (Vgl. Embacher, 1995, 29) Auch die Altersstruktur innerhalb der Israelitischen Kultusgemeinde sprach dagegen, dass Jüdinnen und Juden aufgrund eines erhofften Neuanfanges in Wien blieben, sondern eher aus gesundheitlichen Gründen und Krankheit: 29 Prozent der Mitglieder waren über 60 Jahre alt, 30,5 Prozent waren zwischen 46 und 60 und nur neun Prozent zwischen 19 und 25 Jahre alt. (Vgl. Embacher, 1995, 45)

3.2 RückkehrerInnen

Von den 130.000 österreichischen Jüdinnen und Juden, die vor dem NS-Regime geflohen sind, kehrten nach der Shoah rund 5000 Personen nach Österreich zurück. Im Großen und Ganzen war die Remigration in den 1960-Jahren abgeschlossen. Viele RemigrantenInnen plagten Schuldgefühle, weil sie die Gräueltaten des Nationalsozialismus nicht direkt miterlebt haben und überlebt haben. Die RückkehrerInnen fühlten sich in ihrer alten Heimatstadt nicht sehr willkommen. Sie mussten das Verschwinden von ehemaligen Freunden und Nachbarn oder den Tod von Angehörigen verkraften. Auch die Hoffnung, vielleicht die alte Wohnung wieder beziehen zu können, löste sich zumeist in Luft auf. Auch die offizielle österreichische Seite zeigte kein besonderes Interesse an den RückkehrerInnen: „Weder in der Literatur und in den Medien noch in den Ministerratsprotokollen ließen sich Massnahmen der österreichischen Regierung für Rückführung finden.“ (Embacher, 1995, 114)

Die Motive der RückkehrerInnen waren einerseits politisch, andererseits familiär begründet, wie Peter Stiegnitz erklärt:

„Ein Grund war der politische. Die meisten haben in England gelebt, sind dann zurückgekommen. Die waren überzeugte Kommunisten. Zurückgekommen sind sicherlich auch welche, die nicht Fuß fassen konnten, nur der kleinste Teil hatte Heimweh. Aber ein Wiener Jude bleibt ein Leben lang ein Wiener Jude. Eigentlich mehr Wiener als Jude. Nur sehr wenige kamen aus Amerika zurück. Aber alle mit gespaltenem Verhältnis in der Brust. Der kleinste Teil waren Rückkehrer. (Stiegnitz, Interview 1, Anhang)

46 Prozent der befragten österreichischen Bevölkerung und die Regierungsmitglieder standen der Rückkehr von Jüdinnen und Juden negativ gegenüber. Wer remigrieren wollte, doch weder

von einer österreichischen Partei noch von den Alliierten Unterstützung erhielt, der hatte keine Möglichkeit zurückzukehren – auch aufgrund der beschränkten Reisemöglichkeiten. Die ersten Remigranten waren österreichische Freiwillige in den Truppen der Alliierten, bald darauf folgten die nächsten RückkehrerInnen als Zivilangestellte der Besatzungsmächte. Wer die US-Staatsangehörigkeit angenommen hatte, durfte nur zurückkehren, wenn US-amerikanische Interessen vertreten wurden. (Vgl. Embacher, 1995, 115 ff) Die negative Berichterstattung über die Lebensumstände für Jüdinnen und Juden in Wien in den Exilzeitungen in den USA hielten einige von der Remigration ab.

Ab dem Jahr 1947 erfolgte die Rückkehr von geschlossenen Transporten aus Palästina und Shanghai. Bis Ende August 1947 trafen 1620 Personen in Gemeinschaftstransporten ein, 1400 Einzelpersonen baten beim Einwanderungsreferat um ihre Rückholung und 1000 RückkehrerInnen kamen aus England, Frankreich und Resteuropa. (Vgl. Embacher, 1995, 116)

Rückkehr aus Shanghai: Besonders bezeichnend für den Umgang Österreichs mit den Vertriebenen ist der Umgang mit den Shanghai-Flüchtlingen. Neben Shanghai konnten Juden nur in Panama und Tanger ohne Visa einreisen. Wer es sich 1938 leisten konnte, flüchtete per Schiff nach Shanghai. Etwa 10.000 österreichische Jüdinnen und Juden verließen so das Land. Nur die allerwenigsten konnten in der fremden Umgebung Fuß fassen. Die Hälfte konnte gleich nach Kriegsende weiter nach Australien, die USA oder Israel emmigrieren, die anderen 5000 Juden saßen fürs Erste fest. Rund 2200 Personen hofften auf eine Rückkehr nach Österreich, der größere Teil wollte ebenfalls in die USA oder nach Australien auswandern. Da sich offiziell niemand ihres Schicksals annahm, wurde die „Austrian

Residents Association“ gegründet. Mit (Bitt-)Briefen an die österreichische Regierung erhoffte man sich 1946 die Ausstellung von Einreisepapieren. Das Bundesministerium für Inneres ließ die Briefe aber ein knappes Jahr unbeantwortet. (Vgl. Embacher, 1995, 123 ff)

Durch Zusammenarbeit zwischen Wanderungsreferat und der Israelitischen Kultusgemeinde entstand in Wien das „Komitee der Angehörigen und Freunde der nach Shanghai ausgewanderten Juden“ kurz „Shanghai-Komitee“, welches sowohl aus Juden als auch Nicht-Juden bestand. Auch nach der Rückkehr der Shanghai-Juden blieb die Frage der Unterkünfte lange ungeklärt. Noch im Jahr 1950 lebten die meisten von ihnen zusammengepfercht in Notquartieren. (Vgl. Embacher, 1995, 124 ff)

Rückkehr aus Palästina: Nach Angaben der Israelitischen Kultusgemeinde emigrierten zwischen 1938 und 1941 9195 Jüdinnen und Juden in das damalige Palästina. Im April 1947 traf der erste Transport mit 174 Palästina-RückkehrerInnen ein. Aus dem Bericht des Präsidiums der Israelitischen Kultusgemeinde geht hervor, dass sich die RückkehrerInnen wirtschaftlich, sozial oder gesundheitlich nicht integrieren konnten. (Vgl. Embacher, 1995, 130)

Rückkehr aus der Sowjetunion: Im Unterschied zu den aus der Sowjetunion heimkehrenden Wehrmachtssoldaten erfolgte die Rückkehr österreichischer Jüdinnen und Juden aus den sowjetischen Arbeitslagern unter Ausschluss der Öffentlichkeit. Es gab keine Bemühungen von offizieller Seite diese Menschen zu unterstützen. „Auf die in der Sowjetunion festgehaltenen Juden wollte man vergessen, den heimkehrenden Soldaten wurde ein

Empfang mit Blumen und Blasmusik bereitet.“ (Embacher, 1995, 130)

Im März 1946 kamen 208 Jüdinnen und Juden aus Karanga zurück nach Wien, die zuvor in die baltischen Staaten und danach in die Sowjetunion geflüchtet waren. Dort wurden sie allerdings wie Gefangene zur Zwangsarbeit herangezogen. Die österreichischen Jüdinnen und Juden galten in der Sowjetunion als Deutsche und somit als Feinde. Viele wollten enttäuscht zurück nach Österreich. Die Israelitische Kultusgemeinde intervenierte bei der Regierung und baute einen Suchdienst für Jüdinnen und Juden in der Sowjetunion auf. Unterstützung fand die Israelitische Kultusgemeinde bei der österreichischen Vertretung in Moskau. Die Vertretung kam für die Reisekosten auf und stellte Pässe aus. Doch auch mit Pass erwies sich die Ausreise als schwierig – noch in den Jahren 1953 und 1954 wiesen jüdische Zeitschriften auf diese Problematik hin. (Vgl. Embacher, 1995, 132)

3.3 Zugewanderte Jüdinnen und Juden

In den Jahren 1945 bis 1948 gab es einen Zuzug von mehr als 100.000 osteuropäischen Jüdinnen und Juden nach Österreich, dies geschah zumeist illegal. Unter ihnen waren viele Personen, die später eine wichtige gesellschaftliche Rolle einnahmen, beispielsweise Simon Wiesenthal⁴. Der Zuzug der Jüdinnen und

⁴ Simon Wiesenthal wurde 1945 im KZ Mauthausen befreit, zuvor war er in den KZ Lemberg, Plaszow, Groß Rosen und Buchenwald. Wiesenthal kam nach Linz und wurde Präsident des Jüdischen Zentral-Komitees der US-Zone in Österreich. Bereits im Jahr 1947 gründete er mit 30 Freiwilligen ein Dokumentationszentrum zur Aufklärung von NS-Verbrechen. 1954 schloss er

Juden führte zu einem weiteren inner-jüdischen Spannungsfeld, da sich die osteuropäischen Juden und die Wiener Juden sehr fremd waren; auch was die Einstellung zu Assimilation beziehungsweise Zionismus betraf. Eine letzte Einwanderungswelle gab es Ende der 1960er-Jahre, als viele Jüdinnen und Juden aus der Sowjetunion nach Wien kamen und sich niederließen.

3.4 Displaced Persons

Zwischen 1945 und 1948 zogen mehr als 100.000 jüdische Flüchtlinge aus Osteuropa durch Österreich. Nach der Shoah glied Osteuropa einem jüdischen Friedhof. Die RückkehrerInnen suchten in erster Linie vermisste Verwandte und hatten nicht das Ziel, dauerhaft in Österreich zu leben. 25.000 Jüdinnen und Juden (zwei Drittel davon ungarische Staatsbürger) wurden aus österreichischen Konzentrationslagern befreit. Ein Viertel überlebte die Befreiung nur für kurze Zeit. 80.000 ungarische Jüdinnen und Juden wurden bei den Todesmärschen ermordet. Sie erfroren, verhungerten oder wurden erschossen und in Massengräbern vergraben. In den 1950er-Jahren bemühte sich das offizielle Österreich um die schnelle Beseitigung dieser Massengräber. (Vgl. Embacher, 1995, 59 f)

Das Ziel der Märsche durch Österreich war in den meisten Fällen eine erhoffte Auswanderung nach Palästina. Die „Displaced Persons“ wurden mit massivem Antisemitismus konfrontiert. Es kam zu antisemitschen Ausschreitungen, etwa am 22. August 1947 in Gmunden, „wo vier ‚jüdisch aussehende‘

das Dokumentationszentrum und schickte alle Akten – mit Ausnahme der von von Eichmann – nach Jerusalem. (Vgl. Adunka, 2000, 269)

Insassen eines Autos grundlos verprügelt wurden.“ (Embacher, 1995, 67) Das Jüdische Komitee protestierte oftmals gegen die Schreibweise der „Salzburger Nachrichten“, wie Berichte dieser Art: Eine illegale Druckerei wurde aufgedeckt. Der verhaftete Jude wurde als solcher gekennzeichnet, während die Religionszugehörigkeit der restlichen ÖsterreicherInnen unerwähnt blieb. Der „Neue Weg“ fragte daraufhin, „ob es sich bei diesen etwa um gute ÖsterreicherInnen oder gar um gläubige Christen gehandelt hat. Für Simon Wiesenthal verdeutlichten diese Aus- und Überschreitungen schreitungen, dass die ÖsterreicherInnen „für Antisemitismus immer noch empfänglich waren.“ (Vgl. Embacher, 1995, 67)

Die antisemitschen Ausschreitungen hielten noch lange an – wie im Jahr 1960 als hundert Grabsteine eines jüdischen Friedhofes geschändet wurden. Die Nichtjuden reagierten unsensibel auf die jüdischen Überlebenden, RückkehrerInnen und Flüchtlinge, die Jüdinnen und Juden fühlten sich unzugehörig.

Dass eine hohe Zahl von jenen „Displaced Persons“ aufgrund ihrer Perspektivlosigkeit in Schwarzmarkthandel eingebunden war, verstärkte in der österreichischen Bevölkerung antisemitsche Vorurteile vom „jüdischen Schieber“. Moritz Enzinger, Mitarbeiter des Joint, jener Hilfsorganisation, die sich um Zahlungen für bedürftige Jüdinnen und Juden kümmerte, beschrieb das Problem der „Displaced Persons“ so:

„Es gab Probleme mit den jüdischen Flüchtlingen. Die hatten keine Erziehung, keine Kindheit. Die Integration geht daher nicht so schnell, die muss man erst an das andere Leben gewöhnen. Wenn sie aus der Wildnis, aus den Wäldern gekommen sind, haben sie nichts anderes gekonnt, als sich am Leben zu halten. Der Schwarzmarkt war ein großes Problem. Ich habe es aber abgelehnt, zu intervenieren, wenn jemanden wegen Schwarzmarkt eingesperrt worden ist. Ich wollte

nicht, dass Juden wieder in diese Gewohnheit zurückfallen, ich wollte, dass sie wieder normal werden." (Embacher, 1995, 69)

Gerade für diese Flüchtlinge aus Osteuropa galt Österreich und auch Deutschland als Feindesland. Statt der erhofften besseren Behandlung nach der Befreiung wurden sie in Europa hin- und hergeschoben. Die US-Militärregierung für die US-Zone genehmigte 1946 die Gründung eines „Jüdischen Zentralkomitees“ mit Sitz in Linz. Einer der führenden Persönlichkeiten im Zentralkomitee war der zu dieser Zeit in Linz lebende Simon Wiesenthal. In diesen Lagern entwickelte sich langsam ein Zentrum jüdischer/jiddischer Kultur und Politik. (Vgl. Embacher, 1995, 70)

Als 1948 Israel gegründet wurde und die Einreisebestimmungen für die USA gelockert wurden, verließ ein Großteil der „Displaced Persons“ Österreich. Nur einige Tausend ließen sich dauerhaft in Österreich nieder. Die älteren Jüdinnen und Juden blieben vor allem aus gesundheitlichen Gründen oder weil sie sich zu alt fühlten, eine neue Sprache zu lernen.

3.5 Überlebende in Wien

Ende Dezember 1945 zählte die Israelitische Kultusgemeinde 3955 Mitglieder. Die Zahl setzte sich zusammen aus 1727 Überlebenden aus Konzentrations- oder Vernichtungslagern, 252 RemigrantenInnen und 1927 sogenannter „Restjuden“. Der aus der Bibel stammende Begriff der Restjuden umfasst alle verfolgten europäischen Jüdinnen und Juden und bezieht sich in diesem Zusammenhang auf sogenannte „Mischlinge“, „U-Boote“ und ehemals privilegierte Jüdinnen und Juden, die die NS-Zeit in Wien überlebten. Diese Überlebenden standen dem Judentum

entweder fern und/oder hatten Funktionen während der NS-Zeit. Die geschützten Jüdinnen und Juden lebten in ständiger Angst, deportiert zu werden; beispielsweise durch den Tod des arischen Ehepartners oder wegen eines Verstosses gegen die zahlreichen Verordnungen. (Vgl. Embacher, 1995, 44 ff)

3.6 Jüdisches Leben in der Nachkriegszeit

Das „Leben nach dem Überleben“, wie Embacher die Nachkriegszeit für die Jüdinnen und Juden beschreibt, gestaltete sich problematisch. Vor allem die rechtlichen Unterschiede zwischen den politisch Verfolgten und den „Nur“-Juden sorgten für Konflikte. Während die politisch Verfolgten ihre politische Identität bewahren konnten, wurden die „Nur“-Juden auf ihr Jüdissein reduziert. Das betraf vor allem jene, die bereits vor der NS-Zeit ihre Religion nur marginal ausgeübt hatten. Ihnen wurde durch die Verfolgung die Identität geraubt. Die „Nur“-Juden waren rechtlich schlechter gestellt, und auch nicht wie die politisch Verfolgten durch ein Netz der jeweiligen Partei oder ideologischen Vereinen aufgefangen. Eine in New York ausgewertete Untersuchung über ungarische Jüdinnen und Juden sagte, „dass die im Konzentrationslager erzwungene jüdische Gemeinschaft keine Rückkehr zum jüdischen Glauben auslöste“. (Embacher, 1995, 98)

In vielen Fällen kamen aber besonders Jugendliche in den Konzentrations- und Vernichtungslagern in Kontakt mit politischen Gefangenen und somit auch mit deren Ideologien. Ein Beispiel dafür ist Rudolf Gelbard, der im KZ Theresienstadt auf Denker der Sozialdemokratie und des Zionismus traf. Erst diese sozialdemokratische zionistische Erziehung im

Konzentrationslager hätte seinem Leben dort einen Sinn gegeben, erinnert sich Gelbard. (Kohl, 2008, 82 ff)

Ende 1945 gab es bei der Israelitischen Kultusgemeinde 1730 gemeldete Überlebende, im Jahr 1952 lag die Zahl bei 970 Personen. Die hohe Sterblichkeit lag zum großen Teil an den Haftbedingungen in den Konzentrations- und Vernichtungslagern. Die Überlebenden hätten in vielfacher Hinsicht Hilfe gebraucht. Doch in Österreich wurden „nur rassistisch verfolgte“ Jüdinnen und Juden ohne Zugehörigkeit zu einer Partei von der Opferfürsorge ausgeschlossen. Bis auf die Israelitische Kultusgemeinde fühlte sich niemand für sie zuständig oder übernahm Verantwortung. Auf Drängen der Israelitischen Kultusgemeinde trat am 2. September 1947 ein neues Opferfürsorgegesetz in Kraft, welches den Kreis der Anspruchsberechtigten erweiterte. (Vgl. Embacher, 1995, 109)

Die Israelitische Kultusgemeinde konnte nur die überlebenswichtigen Massnahmen abdecken, dringend benötigte psychologische Hilfe blieb gänzlich aus. Die Folgen waren vor allem für die älteren Jüdinnen und Juden tragisch, viele hatten aufgrund ihrer Erfahrungen Angst vor Ärzten oder Uniformierten. Manche Jüdinnen und Juden schafften es nur weiterzuleben, indem sie das Erlebte verdrängten.

Teile der österreichischen Bevölkerung betrachteten die Jüdinnen und Juden weiterhin mit Argwohn, ebenso existierten gängige antisemitische Vorurteile. Geschichten, wie jene, als befreite KZ-Häftlinge aus Hunger Geschäfte plünderten, verstärkten die Vorurteile noch. Problematisch war auch, dass ÖsterreicherInnen, die Angehörige im Krieg verloren hatten, sich selbst auch als Opfer des NS-Regimes sahen. (Vgl. Embacher, 1995, 101 ff)

Für die politisch verfolgten HeimkehrerInnen wurde Ende Mai 1945 von den drei Parteien SPÖ, ÖVP und KPÖ die sogenannte Volkssolidarität – eine Fürsorgeeinrichtung – gegründet. Bis Anfang 1946 waren die „Nur“-Juden von dieser Betreuung ausgeschlossen. Der KZ-Verband, der beim Aufbau eines neuen Österreichs mitwirken wollte, nahm nur politisch verfolgte ehemalige Gefangene auf. Ausgeschlossen waren somit Zigeuner, Homosexuelle, Kriminelle, die Gruppe der sogenannten Asozialen und eben „Nur“-Juden. Deswegen wurde der KZ-Verband kritisiert, das Vorurteil von kriminellen Kzlern zu fördern. (Embacher, 1995, 104)

4 Geschichte der Israelitischen Kultusgemeinde

Der Beginn der Israelitischen Kultusgemeinde liegt im Revolutionsjahr 1848, im Jahr 1849 sprach Kaiser Franz Joseph erstmals von der Israelitischen Gemeinde von Wien. Doch erst im Jahre 1876 gewährte das Staatsgrundgesetz der österreichischen jüdischen Bevölkerung Glaubens- und Gewissensfreiheit. Dies hatte zur Folge, dass die österreichischen Jüdinnen und Juden stark auf ihre Religionsgemeinschaft reduziert wurden. Die Aufgaben der Israelitischen Kultusgemeinde waren in den Anfängen im Wesentlichen die Erhaltung des jüdischen Lebens, die Versorgung mit kosheren Nahrungsmitteln, die jüdische Erziehung der Kinder und Jugendlichen, die Abhaltung von Begräbnissen und Absicherung für die Pflegebedürftigen.

Zu dieser Zeit waren alle Frauen sowie der Großteil der männlichen Juden vom Wahlrecht der Israelitischen Kultusgemeinde ausgeschlossen – nur steuerzahlende männliche Mitglieder durften an den alle drei Jahre stattfindenden Wahlen teilnehmen. Dieses Kurienwahlrecht ermöglichte es einer kleinen wohlhabenden Elite, die Geschicke der Israelitischen Kultusgemeinde zu leiten. Nach dem Ersten Weltkrieg gab es interne Umbrüche, die zu einer Demokratisierung der Israelitischen Kultusgemeinde führten. (Vgl. Embacher, 1995, 25)

Nach wie vor war die jüdische Bevölkerung im 19. Jahrhundert eher zersplittert und die Israelitische Kultusgemeinde repräsentierte nur einen kleinen Teil der Jüdinnen und Juden. Das mangelnde Interesse an der Israelitischen Kultusgemeinde drückt sich einerseits durch die geringe Wahlbeteiligung aus,

andererseits existierten 1938 noch 444 jüdische Vereine, die das jüdische Leben bereicherten.

Nach dem „Anschluss“ am 12. März 1938 wurden die Mitglieder des Präsidiums der Israelitischen Kultusgemeinde verhaftet und die Gemeinde aufgelöst. Die Israelitische Kultusgemeinde konnte zwar im Mai 1938 unter der Leitung von Dr. Josef Löwenherz wiedergegründet werden, sie war allerdings der SS und Gestapo direkt unterstellt und somit von diesen abhängig. Diese (unfreiwillige) Zusammenarbeit sorgte noch lange nach der nationalsozialistischen Herrschaft für Spannungen innerhalb der Jüdischen Gemeinde. Zu einer tragischen Wendung kam es bei dieser erzwungenen Zusammenarbeit zwischen der Israelitischen Kultusgemeinde und dem NS-Regime bei den Deportationen der Wiener Juden. Die anfangs mithilfe der Israelitischen Kultusgemeinde erstellten Auswanderungslisten zur Beschleunigung der Auswanderung von verarmten Juden dienten der „Zentralstelle für jüdische Auswanderung“, die von Adolf Eichmann geleitet wurde, plötzlich als Deportationslisten. Mit dem Beginn der Deportationen im Jahr 1941 war die Israelitische Kultusgemeinde endgültig entmachteter. Als im Oktober 1942 die Deportationen beendet waren, hörte die Israelitische Kultusgemeinde rechtlich auf zu existieren. (Vgl. Embacher, 1995, 25 ff)

Im Gegensatz zu Berlin und den Ghettos in Osteuropa gab es in Wien aber bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges einen kleinen, offiziell zugelassenen Teil der Jüdischen Gemeinde: Der am 1. November 1942 in Kraft getretene Ältestenrat unter der Leitung von Josef Löwenherz. (Vgl. Adunka, 2000, 18) Zu einem späteren Zeitpunkt werden in dieser Arbeit noch die Folgen – ein innerjüdischer Konflikt über die (Mit-)Schuld jedes Einzelnen

– dieser erzwungenen Zusammenarbeit zwischen Ältestenrat und dem NS-Regime analysiert.

Die ehemals größte und reichste Jüdischen Gemeinde Mitteleuropas bestand Ende 1945 aus nicht einmal mehr 5000 Jüdinnen und Juden. Die Israelitische Kultusgemeinde wurde also – wie Embacher auch ihr Buch betitelt hat – „ohne Illusionen“ und in völliger Abhängigkeit von amerikanisch-jüdischen (Hilfs-)Organisationen wieder aufgebaut. (Vgl. Embacher, 1995, 28)

Die Israelitische Kultusgemeinde unterstand im Jahr 1945 dem kommunistischen Staatssekretär Ernst Fischer. Der ernannte am 24. September 1945 seinen Genossen David Brill zum provisorischen Leiter. Brill hat als Ehemann einer Nichtjüdin in Wien als Zwangsarbeiter überlebt. (Vgl. Embacher, 1995, 37 ff) Neben Brill wurden Dr. Rudolf Braun, Dr. Heinrich Klang und Dr. Isidor Fuchs als Erweiterung der Leitung der Israelitische Kultusgemeinde ernannt.

Die Israelitische Kultusgemeinde stand nach ihrer Neugründung also unter kommunistischer Verwaltung. Bei den ersten freien Wahlen der Israelitischen Kultusgemeinde am 7. April 1946 waren alle Mitglieder wahlberechtigt, deren Wohnsitz seit mindestens drei Monaten Wien war. Es siegte die Liste der „Jüdischen Einheit“, die Wahlbeteiligung lag bei 65 Prozent. Die 36 Kultusräte wählten in der konstituierenden Sitzung ein achtköpfiges Vertreterkollegium, dies wiederum wählte einen Präsidenten und zwei Vizepräsidenten. Mit 25 Stimmen wurde David Brill zum Präsident ernannt. (Vgl. Embacher, 1995, 40 f)

Die Ausübung von religiösen Traditionen stand nicht so sehr im Vordergrund wie die Wiedergutmachung für politisch Verfolgte. Jüdisches Leben wurde wieder sichtbar, es wurden in dieser Zeit

jüdische Verbände gegründet, wie etwa 1949 die jüdische Kreditgenossenschaft, die den Jüdinnen und Juden den Einstieg ins Wirtschaftsleben erleichtern sollte. Ebenso mussten die zerstörten Friedhöfe, Tempel und Gebetshäuser wiederaufgebaut werden. Es fehlten Rabbiner und Religionslehrer, um die Lehren und Traditionen an jüdische Kinder und Jugendliche weiterzugeben. Erst 1948 kam mit dem gebürtigen Ungarn Akiba Eisenberg der erste Rabbiner nach Wien. (Vgl. Embacher, 1995, 42)

4.1 Aufgaben der Israelitischen Kultusgemeinde

Die selbstauferlegte Aufgabe der Israelitischen Kultusgemeinde in der Nachkriegszeit war, die Überlebenden und die Ermordeten österreichischen Jüdinnen und Juden nicht nur in religiösen, sondern in allen Lebenslagen zu vertreten. (Vgl. Embacher, 1995, 74) Da der Staat Österreich die Jüdinnen und Juden vernachlässigte, musste die Israelitische Kultusgemeinde diverse Aufgaben übernehmen, wie die Rückholung von jüdischen Flüchtlingen, die nach Österreich zurückkehren wollten; ebenso stellte sich die Frage nach „Wiedergutmachung“.

Der Großteil der Führung der Israelitischen Kultusgemeinde verstand sich als politische Menschen, nicht so sehr als religiöse. Die Funktionäre waren von keinen „Hass- oder Rachegefühlen“ geprägt, sondern sie waren bereit, am Aufbau eines „Neuen Österreichs“ mitzuwirken. Dazu forderten sie „vom österreichischen Staat die Zuerkennung der vollen Gleichberechtigung, eine gerechte ‚Wiedergutmachung‘ und Massnahmen gegen Neofaschismus und Antisemitismus“. (Embacher, 1995, 75) Die Funktionäre der Israelitischen

Kultusgemeinde verstanden sich als Wächter über die Demokratie in Österreich. Embacher spricht von einer „widersprüchlichen Doppelfunktion der Israelitischen Kultusgemeinde, nämlich die der Klägerin und Beschützerin Österreichs.“ (Embacher, 1995, 76)

Aufgrund der „Moskauer Deklaration“ aus dem Jahr 1943 konnte sich Österreich durch den Status als „Erstes Opfer des NS-Regimes“ aus der Verantwortung der Judenverfolgung und Judenermordung ziehen. Im Gegensatz zu Deutschland war Österreich nicht gezwungen, eine Erklärung über das Verhalten gegenüber Jüdinnen und Juden abzugeben. (Vgl. Embacher, 1995, 77)

4.2 „Wiedergutmachung“

Der Begriff „Wiedergutmachung“ ist eigentlich eine Beschönigung, da 60.000 Ermordete und die psychologischen Folgen für die Überlebenden nicht wiedergutzumachen sind. Die Israelitische Kultusgemeinde sprach von einer trostlosen materiellen Situation für die überlebenden Jüdinnen und Juden: „Das wichtigste Problem für die österreichischen Juden bildet unter den gegebenen Verhältnissen wohl zweifellos die Wiedergutmachung, die neben der Frage der jüdischen Wohnungen, die eigentlich auch in das Gebiet der Wiedergutmachung gehört, das Schmerzenskind der jüdischen Frage ist.“ (Embacher, 1995, 133)

Ich habe auch Rudolf Gelbard die Frage nach seiner Meinung über die Wiedergutmachung und der Versöhnung gestellt. Seine Antwort war:

„Was soll das eigentlich genau heißen? Mit wem überhaupt versöhnen? In Deutschland ist alles viel mehr aufgeräumt, da gab es ein größeres Bedürfnis, die grauenhafte Vergangenheit zu verarbeiten. In Österreich bekamen die, die alles verloren haben, einen Teil zurück. Das Zitat von Innenminister Helmer ist ja bekannt: „Ich bin dafür, die Sache in die Länge zu ziehen.“ Das Alles-ist-Gut kann man mit mir nicht machen, ich kann nicht vergessen. Die Schuldigen gehörten bestraft. Ich bin für etwas anderes: Ich hatte sogar Freunde, die waren früher bei der SS. Da waren sie 18-jährige Burschen, als sie aber älter wurden, änderten sie ihre Meinung, wurden zu totalen Gegnern des Naziregimes und verteufelten es. Das ist dann erledigt, die Rechnung ist saldiert. Wirklich bedenklich sind jene, die heute noch in Zeitschriften relativieren und aufrechnen.“
(Gelbard, Interview 2, Anhang)

Die Erfahrungen der Verhandlungen mit der österreichischen Regierung waren schmerzlich für die Israelitische Kultusgemeinde. Aufgrund der Anerkennung als Opfer des NS-Regimes durch die Moskauer Deklaration konnte sich Österreich – im Gegensatz zu Deutschland – von Entschädigungszahlungen lossagen. „Unterstützung“ bekam die Regierung indirekt vom „World Jewish Congress“ und Israel, dass 1952 aufgrund realpolitischer Interessen auf Wiedergutmachung verzichtete. Auch der „World Jewish Congress“ verhielt sich zurückhaltend. (Vgl. Embacher, 1995, 133 ff) Embacher fasst die Situation folgendermaßen zusammen: „Den österreichischen Juden wurde die moralische Wiedergutmachung vorenthalten, während die materielle Wiedergutmachung hinausgeschoben wurde.“ (Embacher, 1995, 133)

Der Konflikt um Wiedergutmachung reicht bis in die jüngere Vergangenheit hinein. Peter Stiegnitz erinnert sich an das Jahr 1988 – den 50. Jahrestag des „Anschlusses“. Er war zu dieser Zeit im Bundespressdienst tätig und als einziger Jude für alle

Gedächtnis und Gedenkveranstaltungen diesbezüglich zuständig. Ihm grauste vor den „bombastischen Phrasen. Je mehr wir uns im damaligen ‚Gedächtnisjahr‘ mit den ‚Nie mehr!‘ und ‚Wehret den Anfängen!‘-Parolen beschäftigten, desto budgetschonender konnte das offizielle Österreich an alles andere, nur nicht an Wiedergutmachungsleistungen denken.“ (Stiegnitz, 2001, 31)

Im Jahr 1938 war die Israelitische Kultusgemeinde eine der reichsten in Europa. In der Nachkriegszeit konnte die Israelitische Kultusgemeinde nur durch Spenden von Hilfsorganisationen überleben. Das „American Joint Distribution Committee“, kurz Joint, tat sich bei der Hilfe besonders hervor. 1947 etwa spendete der Joint der Israelitischen Kultusgemeinde 1,160.381 öS. Unter anderem subventionierte der Joint ein jüdisches Altersheim, ein jüdisches Spital, die Volksküche und jüdische Kulturveranstaltungen. Im Tätigkeitsbericht der Israelitischen Kultusgemeinde wurde angemerkt: „Es bleibt unvergessen, dass es der Joint war, der der jüdischen Bevölkerung Wiens in den Jahren nach 1945 das Leben und Überlebenden nach den schweren Jahren des Hungers ermöglichte.“ (Embacher, 1995, 134)

Ein massives ungelöstes Problem unter den überlebenden Jüdinnen und Juden war die große Wohnungsnot. Von 60.000 arisierten Wohnungen forderte die Israelitische Kultusgemeinde 1200 zurück. 1947 waren von 1200 geforderten Wohnungen erst 200 zurückgeben worden. Auch durch diesen Misserfolg verlagerte die Israelitische Kultusgemeinde ihre Arbeit eher auf die legislatorische Ebene. Es entstand ein jüdisches Netzwerk der Selbsthilfe.

Mit Hilfen des Joint entstand beispielsweise am 7. März 1949 die Jüdische Spar- und Kreditgenossenschaft. Damit konnten kleine Darlehen an Gewerbetreibende, Handwerker und freiberuflich Tätige vergeben werden. Besonders die älteren Jüdinnen und Juden waren wegen ihres schlechten körperlichen Zustands oft auf finanzielle Hilfe aus der Israelitischen Kultusgemeinde angewiesen. (Vgl. Embacher, 1995, 135 f)

Am 10. Mai 1945 trat das Vermögensentziehungsgesetz in Kraft. Besitzer von entzogenem Vermögen sollten sich innerhalb eines Monats melden. Die Frist musste mehrmals verschoben werden, da es bis Dezember 1945 kein zuständiges Amt gab. So wurde ein Weiterverkauf beziehungsweise eine Verschiebung des geraubten Vermögens ermöglicht. (Vgl. Embacher, 1995, 138)

Auf Druck der USA erließ die österreichische Regierung bis 1947 drei Rückstellungsgesetze. Das erste bezog sich auf jenes Vermögen, das von österreichischen Behörden, vor allem den Finanzlandesdirektionen, verwaltet wurde. Das zweite Rückstellungsgesetz bezog sich auf Rückstellung von Vermögenschaften, welche durch Volksgerichtsprozesse der Republik Österreich zugesprochen wurden und das dritte auf die schwierigste Aufgabe – die der individuellen Rückstellung. Die Israelitische Kultusgemeinde bemerkte dazu, dass die Gesetze an sich nicht schlecht gewesen seien, doch „ließ die praktische Durchführung zu wünschen übrig.“ (Embacher, 1995, 138) Die österreichischen Politiker sahen nicht immer ein, dass die Jüdinnen und Juden etwas zurückverlangen, wie der spätere ÖVP-Handelsminister Ernst Kolb im Jahr 1946 klarstellte. Er behauptete, „Österreich habe nichts gutzumachen, weil es nichts verbochen habe“. (Embacher, 1995, 139)

Ein weiterer Konflikt zwischen der Israelitischen Kultusgemeinde und der Republik spitzte sich im Jahr 1957 zu. In Bezug auf den österreichischen Staatsvertrag, der im Artikel 26 die Rückstellung des erblosen Vermögens forderte, wurden Sammelstellen gegründet. Sammelstelle A war für jüdische Opfer, Sammelstelle B war für die politisch Verfolgten. Die Aufteilung war 50:50 geplant, doch für die Israelitische Kultusgemeinde kam dies einer zweiten Arierisierung gleich, da sich die aufzuteilende Summe zu 95 Prozent aus jüdischem Vermögen zusammensetzte – schließlich einigte man sich auf den Verteilungsschlüssel 80:20. Mit Gründung der Sammelstellen erhielten die Opfer erstmals greifbare Hilfe, wobei die Auszahlung in den Jahren zwischen 1962 und 1969 erfolgte. In Summe lässt sich feststellen, dass nur ein geringer Teil des geraubten Vermögens rückerstattet wurde: Insgesamt wurde vom NS-Regime 150 Milliarden Dollar arisiert, wovon 300 Millionen zurückgezahlt wurden. (Vgl. Embacher, 1995, 141)

Ebenfalls in Artikel 26 des Staatsvertrages ging es um die Rückstellung von enteignetem Vermögen an die Religionsgemeinschaften – wobei die israelitische dabei übergangen werden sollte. 1960 setzte die Israelitische Kultusgemeinde in Verhandlungen eine gleiche Behandlung durch. Daraufhin zahlte der Staat Österreich der Israelitischen Kultusgemeinde 30 Millionen Schilling, um die Instandsetzung religiöser Einrichtungen zu ermöglichen. Rückwirkend bis 1958 zahlte Österreich einen jährlichen Beitrag von 900.000 öS. Das erste Mal in der Geschichte wurden staatliche Mittel für Kultuszwecke zur Verfügung gestellt, denn seit 1890 war durchs Israelitengesetz geregelt, dass die Ausgaben der Israelitischen Kultusgemeinde von den ihren Mitgliedern aufgebracht werden musste. (Vgl. Embacher, 1995, 141 f)

Erst im Jahr 1961 erweiterte die 12. Novelle des Opferfürsorgegesetzes den Kreis der Anspruchsberechtigten. Träger von Judensternen und Kinder, die aufgrund der Nationalsozialisten die Schule abbrechen mussten, wurden beispielsweise 6000 öS zugesprochen. Auch wurden erstmals auch U-Boote, RückkehrerInnen und Überlebende aus den Ghettos berücksichtigt. (Vgl. Embacher, 1995, 137 ff)

Um effektiver gegenüber der österreichischen Regierung und den Parteien auftreten zu können, schlossen sich im Jahr 1953 Jüdische Gemeinden in Österreich zum Verband der Israelitischen Kultusgemeinden Österreichs zusammen. Somit gab es erstmals in der Geschichte Österreichs einen Dachverband für jüdische Interessen.

5 Konflikte

5.1 Konflikte zwischen den Opfern des Nationalsozialismus und Österreich

Das Verhältnis zwischen der jüdischen und der restlichen österreichischen Bevölkerung war oftmals gespalten. Aufgrund der Moskauer Deklaration konnte sich Österreich von verpflichtenden Entschädigungszahlungen lossagen, von behördlicher Seite wurde nicht viel für die Opfer der Nationalsozialisten getan. Diese kamen jedoch nach Österreich zurück und wurden nicht nur mit dem Tod zahlreicher Angehöriger und Freunde konfrontiert. In vielen Fällen wurde auch die Hoffnung zerstört, sein Eigentum zurückzubekommen. Zusätzlich lebte man auch im „Täterland“. Peter Stiegnitz beschreibt die Motive der RückkehrerInnen:

„Ich will einen Unterscheid machen zwischen Österreich und ÖsterreicherInnen. Österreich als Land war tatsächlich das erste Opfer. Aber ein Land ohne Menschen ist uninteressant. Die Situation damals war folgende: Hohe Arbeitslosigkeit, politische Probleme, Österreich war aus einem großen Reich der Monarchie zurückgeworfen in ein kleines Land. Das führte zu bewaffneten Kämpfen zwischen rechts und links. 1933/1934 folgte die halbfaschistische Diktatur. Die ÖsterreicherInnen haben sich nach dem großen Bruder gesehnt. Niemand wollte den Krieg im Speziellen. Doch plötzlich kommt die Sauberkeit – alles hat ordentlich ausgeschaut. Ich nenne es, die Attraktivität des Faschismus. Deswegen wollten alle dabei sein. Na gut, die jüdischen Geschäfte wurden geplündert – die Konkurrenz war auf einmal weg. Damit kann ich als kleiner Österreicher leben, da weine ich nicht lange. Es ist nicht ethisch, es ist nicht moralisch, aber es ist menschlich! Leider. Alle Phänomene bis 1939 haben zu so vielen Jasagern beigetragen. Ab 1939 wurde die Situation anders. Auf einmal waren die Väter, die

Ehemänner weg. Aber da war es ja schon zu spät – da konnte man nicht mehr Nein sagen." (Stiegnitz, Interview 1, Anhang)

Die Problematik im „Täterland“ zu wohnen besprach ich auch mit Rudolf Gelbard. Er beschrieb seine persönliche Situation folgendermaßen:

„Es war ein Land der Täter von erheblicher Zahl. Mit Pauschalurteilen muss man sehr vorsichtig sein. Von der Tendenz her ist es richtig. In Wien war alles zerstört, statt Brücken gab es Notstege. Das Haus, in dem unsere alte Wohnung war, war zum Teil zerstört. Wir bekamen dann eine Wohnung im siebten Bezirk, welche zuvor von hohen Nazis bewohnt wurde, die nach Salzburg geflüchtet waren. Aber die erste Zeit, die ersten Jahre waren schwer. Man wusste nicht, mit wem man verkehren konnte. Ich hatte in dieser Zeit nur Kontakt zu Juden, und wenn sie keine Juden waren, dann mit politischen Gegnern der Nazis. Ich war auch damals schon in der SPÖ." (Gelbard, Interview 2, Anhang)

Zuvor wurde bereits erwähnt, dass die österreichische Bevölkerung die jüdischen RückkehrerInnen nicht sehr freundlich empfangen haben. Das offizielle Österreich war ebenfalls nicht besonders interessiert an einer Rückholung der jüdischen Flüchtlinge in die alte Heimat. Eine Erklärung für dieses passive Verhalten versucht Nadja Danglmaier zu geben. So könnte es den ÖsterreicherInnen unangenehm gewesen sein, durch die Opfer – und die Diskussion um diese – ständig daran erinnert zu werden, was man seinen ehemaligen Nachbarn und Mitbürgern angetan und wobei man selber weggeschaut hatte. Ebenso wurde durch die Rückkehr der geflohenen Jüdinnen und Juden die Frage nach arisierten Immobilien und Vermögen gestellt. (Vgl. Danglmaier, 2009, 28 ff)

5.2 Innerjüdische Konflikte

5.2.1 Nachkriegsjahre

Leon Zelman erinnert sich, dass es anfangs darum ging, „das nackte Leben zu ermöglichen“ (Embacher, 1995, 29). Die jüdische Bevölkerung musste ihr persönliches Schicksal verarbeiten, in vielen Fällen wurde es nur verdrängt. Ein großer Konfliktpunkt war die Rolle jedes Einzelnen im Nationalsozialismus. Viele Überlebende waren gezwungen worden, sich gegenseitig auszuliefern, Namen zu nennen oder wurden beschuldigt, an den Deportationen mitgewirkt zu haben. Mit diesem Vorwurf wurden vor allem jene Mitglieder der Israelitischen Kultusgemeinde konfrontiert, die – wie zuvor erwähnt – mit der „Zentralstelle für jüdische Auswanderung“ zusammenarbeiten musste. Wer sich weigerte, dem drohte der Tod.

Aufgrund der Konflikte um die Rolle des Einzelnen setzte eine heftige Diskussion in der jüdischen Bevölkerung ein: Jüdische Ärzte und Beamte wurden etwa gezwungen, mit der SS zusammenzuarbeiten, die Israelitische Kultusgemeinde erstellte jene Auswanderungslisten, die später als Deportationslisten dienten. Die österreichische Regierung zwang die Israelitische Kultusgemeinde ihre Angestellten auf solche Vorwürfe zu überprüfen. Es erfolgte eine „Entnazifizierung der Israelitischen Kultusgemeinde“, wie Embacher es nennt, die natürlich für die Mitglieder der Israelitischen Kultusgemeinde sehr unangenehm war. Die Alliierten stellten 1945 führende Funktionäre des Ältestenrats vor Gericht. (Vgl. Embacher, 1995, 30 ff)

Das persönliche Schicksal nach dem Überleben zu verarbeiten, fiel schwer. Nicht nur die Verluste mussten verschmerzt

werden, auch die eigene Rolle im nationalsozialistischen Regime holte die Überlebenden ein. Viele „jüdische Täter“ beginnen Selbstmord, die überlebenden Jüdinnen und Juden aus sogenannten Mischehen, die „Viertel“- und „Halb“-Juden hatten gegenüber den Inhaftierten ein schlechtes Gewissen. Diese Umstände begleiteten die Israelitische Kultusgemeinde noch jahrelang. Einen „Ausweg“ sah Simon Wiesenthal 1966 mit der Forderung: „Die jüdischen Nowaks müssen gestellt werden“ (Embacher, 1995, 34). Gemeint war damit, dass all jene, die sich schuldig gemacht haben, aus der Israelitischen Kultusgemeinde ausgeschlossen werden sollten.

5.2.2 Generationenkonflikt

Die Geburtsjahre der aufbauenden Generation liegen zwischen 1880 und 1890 und mit dem Sterben dieser Generation stellte sich der Jüdischen Gemeinde das Problem, wie sie die Traditionen an die jüngeren Generationen weitergeben konnte. Jedes Neugeborene wurde als Wunderkind gesehen. (Vgl. Embacher, 1995, 46) Diese „Wunderkinder“ wurden in die Rolle hineingeboren, einerseits das jüdische Überleben abzusichern, andererseits die Traditionen aufrechtzuerhalten. Über diese „übertriebene Liebe“ berichtet auch Alexander Figmann 1989 in der „Gemeinde“, der Zeitschrift der Israelitischen Kultusgemeinde:

„Eine Bemerkung am Rande: Die Liebe, mit der jüdische Eltern ihre nach dem Holocaust geborenen Kinder bedenken, diese Liebe hat auch eine Kehrseite: diese wirkt sich als ständige, aber unerfüllbare Forderung aus, das eigene Lebensideal, die eigenen Träume gewissermaßen stellvertretend zu verwirklichen, um all das, was nicht hätte geschehen dürfen, irgendwie ungeschehen zu machen, aber

auch um das eigene Überleben zu rechtfertigen." (Embacher, 1995, 47)

Die KZ-Überlebende Mali Fritz äußerte sich ähnlich: „Ich habe immer das Gefühl gehabt, dass die Kinder von Widerstandskämpfern, von Verfolgten, von Kzlern ganz schön schwer an ihren Eltern zu tragen haben.“ (Embacher, 1995, 42)

Die Auswirkungen der Shoah auf die verschiedenen Generationen hat auch Peter Stiegnitz analysiert. Er beschreibt drei Altersgruppen, die jeweils ein anderes jüdisches Selbstbewusstsein haben:

Die Ältesten sind die Generation seiner Eltern. Die Jahrgänge 1910 bis 1920 wollten als direkte Opfer des Judenmordes nach der Befreiung am liebsten alles vergessen und nichts mehr mit dem Judentum zu tun haben. Als unglücklichste Generation beschrieb er seine eigene, die Jahrgänge 1930 bis 1940; er selbst war sieben als er die Shoah miterleben musste. „Die Kinder des Holocaust“ (Stiegnitz, Interview 1, Anhang) entdeckten ihr „Judentum“ zunächst im Widerspruch zu den Eltern. Stiegnitz vergleicht es mit einer Zwickmühle:

„Zuhause hörten wir immer: ‚lass es sein‘. Ich war eine Zeit lang Mitglied der Kultusgemeinde, mein Vater war so entsetzt, dass er mir fast eine runtergehauen hat. Früher gab es keine Grüne-Atom-Bewegung. Wir mussten irgendwie rebellieren – und dies tat ich mit meinen jüdischen Wurzeln. Mein Vater hat da immer gesagt: „Du bist ein Depp. Nur beim Zahnarzt gibt es Wurzeln. Meine Generation kam in eine Zwickmühle: Die Eltern wollten, dass wir es sein lassen, aber ein junger Mensch ist nun mal auch ständig auf Identitätssuche. Ich war kein Ungar mehr, kein Österreicher geworden, kein Jude und auch kein Christ.“ (Stiegnitz, Interview 1, Anhang)

Diese Generation hatte nicht die Möglichkeit, sich auszuruhen: „Wir mussten aufbauen, das haben wir gewusst.“ (Stiegnitz, Interview 1, Anhang) Die Zwischengeneration sei die unglücklichste, weil sie nie gewusst hat, wo sie hingehört. Als Teil einer Schicksalsgemeinschaft sieht Stiegnitz sich nicht: „Das ist, was ich so ablehne. Weil nichts anderes heißt als: das Judentum baut auf Antisemitismus auf – das ist mir zu wenig: Das gemeinsame Schicksal! Das ist nur mit Negationen zu füllen. Das resultiert dann in neurotischen Identifikationsversuchen“. (Stiegnitz, Interview 1, Anhang)

Die dritte Generation hat es da viel leichter, findet Stiegnitz. In seinen Augen versucht diese Generation alles richtig zu machen, was die Großeltern in ihren Augen falsch gemacht haben. Sie wollen „mit aller Gewalt“ zurück zum Judentum.

5.2.3 Nicht-mosaische Jüdinnen und Juden

In den Nachkriegsjahren fand eine relativ starke Rückkehr zum Judentum statt, die Israelitische Kultusgemeinde vermerkte Neu- und Wiedereintritte, vor allem durch getaufte Jüdinnen und Juden. Manchen von ihnen – den sogenannten Paketjuden – wurde unterstellt, nur aus materiellen Gründen in die Glaubensgemeinschaft zurückgekehrt zu sein, da sie so Anspruch auf Hilfspakete des Joint hatten. Kultusrat Aron Ehrlich, Vorsitzender des Gremiums der jüdischen Kaufmannschaft kritisierte diese Jüdinnen und Juden öffentlich (Vgl. Embacher, 1995, 48 f)

Die RückkehrerInnen in die Glaubensgemeinschaft wurden nicht mit offenen Armen empfangen. Es traten Diskussionen auf, ob die Diaspora nicht genau dadurch gekennzeichnet ist, dass sich

ein Jude zu allen Zeiten als Jude bekennt – was gegen die RückkehrerInnen aus dem Christentum sprach. Die Frage wurde gestellt, ob diese nicht-mosaischen Jüdinnen und Juden auch noch Juden waren. Bei diesen Diskussionen ging es vor allem um die politische Kontrolle innerhalb der Israelitischen Kultusgemeinde.

Die jüdische Bevölkerung Wiens war in den Nachkriegsjahren innerlich hin- und hergerissen. Einerseits gab es durch die (Neu-)Gründungen von Vereinen durch die Israelitische Kultusgemeinde die Möglichkeit, jüdische Traditionen wieder aufleben zu lassen, andererseits beschäftigte die Gemeinde die Frage, wer aller am jüdischen Leben und Neuanfang teilhaben soll. Diese Probleme beschäftigte vor allem die wiederaufbauende Generation. (Vgl. Embacher, 1995, 48) Wie kompliziert diese Zugehörigkeitsdiskussion war, beschreibt auch ein aus Schanghai zurückgekehrter Rechtsanwalt: „Ich bin zwangsweise Jude, weil man mich bei meiner Geburt nicht gefragt hat. Ich leide an meiner Assimilierung, denn die Juden hassen mich deshalb, und die Arier hassen mich sowieso.“ (Embacher, 1995, 50)

Lucie Begov, eine Wiener Jüdin, die das KZ Auschwitz überlebte, erinnert sich: „Ich kehrte aus der Assimilation in Österreich zu meinem Judentum zurück und durchlebte von 1938 bis 1945 die Geschichte meines Volkes bis zu Moses Zeiten. Innerhalb von sieben Jahren wurde ich gleichsam dreitausendfünfhundert Jahre alt.“ (Begov, 1969, 30)

Peter Stiegnitz erklärt seine Beziehung zum Judentum so: „Aus mir wird kein frommer Jude. Ich will mein Judentum nicht verleugnen, andererseits gehe ich nicht umher und demonstriere es plakativ. So quasi: wie furchtbar es mir erging, denn ich bin

Jude.' Ich kann es nicht mehr hören." (Stiegnitz, Interview 1, Anhang)

Ein Teil der vor 1938 aus der Israelitischen Kultusgemeinde ausgetretenen Jüdinnen und Juden verweigerten auch nach der Shoah den Wiedereintritt in die Glaubensgemeinschaft. Da jene aber von ihrer jüdischen, sowie nicht-jüdischen Umwelt aber als jüdisch wahrgenommen wurde, hatte dies zur Folge, dass sich „ihr Judentum auf die durch die Verfolgung erzwungen Zugehörigkeit zu einer Schicksalsgemeinschaft reduzierte". (Embacher, 1995, 51) Diese Personen wollten einfach nur als „Österreicher" bezeichnet werden – ohne eine Verbindung zu ihrem jüdischen Glauben. Der bekannteste Vertreter dieser Gruppe war Bruno Kreisky. Kreisky verstand seine Religionszugehörigkeit, seine jüdische Herkunft als Privatsache:

„Ohne lange nachzudenken, würde ich sagen, dass das Wissen von Auschwitz das einzige ist, was mich vorbehaltlos an meine jüdische Herkunft bindet. Ohne Auschwitz würde mich meine Beziehung zum Judentum zu keinem bestimmten Verhalten und zu keiner bestimmten Einstellung verpflichten. Auschwitz ist das Schicksal der Juden, dem auch diejenigen nicht entrinnen können, die ihre jüdische Abstammung für mehr oder weniger beliebig halten. Wir sind durch eine sonderbare grausame Laune der Geschichte alle in einen Topf geworfen worden." (Embacher, 1995, 51)

6 „Annäherung“

6.1 Die Theorie der kulturellen Identität nach Hutchinson und Smith

Um die Jüdische Gemeinde als Teil der Wiener Gesellschaft analysieren zu können, ist es notwendig sich mit dem Begriff der kulturellen Identität aus Sicht der Kultur- und Sozialanthropologie auseinanderzusetzen. Die Kultur- und Sozialanthropologie behandelt den Begriff der kulturellen Identität unter den Terminus ethnische Identität. Diese ethnische Identität, die sich von einer kollektiven kulturellen Identität ableitet, kann laut Hutchinson und Smith anhand von sechs Eigenschaften bzw. „Wesensmerkmalen“ spezifiziert werden. Ziel dieser Spezifizierung ist es nicht, die einzelnen Communities zu stereotypisierenden, sondern vielmehr um eine grobe Orientierung zu bieten, die es ermöglicht, die Identität der Gruppe besser zu verstehen, ohne jedem einzelnen Gruppenmitglied eine homogene Wesensstruktur zu unterstellen. Die Tatsache, dass die Jüdische Gemeinde als Teil der Wiener Gesellschaft gesehen werden kann, ist in diesem Zusammenhang als Erklärung zu sehen, dass die Begrifflichkeit eine ethnischen Identität immer davon abhängig ist, welche gemeinsamen Strukturen analysiert werden. So kann die Jüdische Gemeinde Wiens als eigene „Ethnie“ kategorisiert werden, sie kann ebenso als Teilidentität der gesamten Wiener Gesellschaft eingeordnet, oder sogar rein als Wiener Gesellschaft gesehen werden – welche Aspekte zur Konstruktion eines Kategoriensystems herangezogen werden, ist also immer eine Frage der Perspektive. (Vgl. Hutchinson/Smith, 1996, 66 ff)

Hutchinson und Smith nennen sechs Merkmale einer kulturellen Community:

1. „a common proper name“: Jede ethnische Gruppe trägt einen Namen, der einerseits dafür sorgt, sie nach außen und für „die anderen“ erkennbar werden zu lassen und andererseits zur Identifikation für die einzelnen Mitglieder dient.

Natürlich wäre es zu einfach, der Jüdischen Gemeinde als solche zu unterstellen, dass diese hier verwendete Bezeichnung, auch eine Begrifflichkeit ist, die von innen heraus verwendet wird. Wie die Mitglieder der Jüdischen Gemeinde sich selbst bezeichnen mögen, ist sicher von ihrem individuellen Zugehörigkeitsgefühl und dem Kontext der Fragestellung abhängig. Wird Identität als Prozess und nicht als Zustand verstanden, kann die Antwort auf die Frage „Wer bin ich?“ ständig anders ausfallen. In einem religiösen Kategoriensystem, das auch auf geografische Gegebenheiten eingehen würde, wäre die Bezeichnung Jüdische Gemeinde Wien sicherlich auch eine induktive, aus der Gruppe entstehende kollektive Antwortoption.

2. „a myth of common ancestry“: Laut Hutchinson/Smith ist die gemeinsame (fiktive) Abstammung ein Bestandteil der kulturellen Gruppenzugehörigkeit. Diese Vorstellung gemeinsamen Ursprungs verstärkt das rein emotionale Zugehörigkeitsgefühl durch den Faktor der illusorischen biologischen Verwandtschaft. Ruft man sich das Sprichwort „Blut ist dicker als Wasser“ ins Gedächtnis, kann man die Hintergründe dieses Versuches, die Zugehörigkeit zu verdichten, leichter nachvollziehen.

Die Geschichte des Judentums ist immer wieder geprägt durch die Begriffe der Vertreibung, Flucht und Verfolgung. Diese die kulturelle Community prägende Stellung in der Geschichte ist gleichzusetzen mit einer kulturellen Abstammung. Nicht alle Elemente von Hutchinson/Smith sind natürlich in jeder Community gleichwertig auffindbar.

3. „shared historical memories“: Jede kulturelle Community besitzt auch ihre eigene Perspektive auf die Vergangenheit. Diese kollektive Sicht der Geschichte ist ein wesentliches Element der gemeinsamen Realitätskonstruktion. Geschichten aus der Vergangenheit werden häufig mündlich tradiert und bedienen sich oft auch mythischer Elemente, die die Gemeinschaft akzeptiert. Geschichte ist auch immer Nährstoff für regelmäßige Feste (wie Pessach oder das Laubhüttenfest) und Traditionen, die oft im Rahmen von religiösen Zeremonien zelebriert werden.

4. „one or more elements of common culture“: Alltagskultur setzt sich aus den verschiedenen Elementen der kulturellen Gebräuche zusammen und ist oft für das Zugehörigkeitsgefühl verantwortlich – sind es doch häufig die kleinen Dinge, an denen man die großen Unterschiede erkennt. Religion, Sprache und Mode können als Elemente dieser „Common culture“ gesehen werden.

Vor allem die orthodoxen Juden sind an ihrer traditionellen Kleidung zu erkennen: Peyes (Schläfenlocken), die Kippah und der Stramel (Pelzhut), der besonders an Feiertagen getragen wird, sind

modische Beispiele für das Sichtbarmachen von Zugehörigkeit.

5. „a link with a homeland“: Handelt es sich bei der ethnischen Gruppe um MigrantInnen, so kommt es nach Hutchinson/Smith häufig zu einer Idealisierung der Herkunftslandes, welches als gemeinsames „Zuhause“ empfunden wird. Hindert das idealisierte Bild des Heimatlandes die MigrantInnen an der Integration im „neuen“ Heimatland, kann es zu einer Ghettoisierung kommen, indem sich die Community ihr Heimatland im neuen Staat aufbaut.

Dieser Punkt ist hauptsächlich für ethnische Gruppen zu verstehen, die ihr Heimatland verlassen haben und nun in einem anderen Land ihr Leben weiterführen. Die untersuchte Jüdische Gemeinde als Teil der Wiener Stadtgemeinde stellt in diesem Bereich eine Sonderkonstruktion dar. Auf die Strukturen der Jüdischen Gemeinde wird hier nicht näher eingegangen, weil dieser Bereich schon in Kapitel drei abgehandelt wurde.

6. „a sense of solidarity“: Ein fundamentaler Grundsatz jeder funktionierenden und bestehenden Gemeinde ist immer der Zusammenhalt und die Solidarität. In Krisenzeiten ist die Orientierung an der Gruppe und der Einsatz für den Bestand der eigenen Community ausschlaggebend für den Erhalt der Gemeinschaft.

Die Shoah als kollektives Trauma, welches die Jüdische Gemeinde erschüttert hat, war eine Krisenzeit, in der sich jene Solidarität gezeigt hat (wie schon erwähnt, waren es einerseits die Spenden von internationalen jüdischen Hilfsorganisationen, die eine Neugründung der

Israelitischen Kultusgemeinde erst möglich machten. Andererseits half die Israelitische Kultusgemeinde den Jüdinnen und Juden in Wien – erst mit Überleben sichernden Maßnahmen, später auch damit, ihre Religion in Synagogen und Vereinen wieder voll ausleben zu können). Durch den Druck der „Außenwelt“ – in diesem Fall dem NS-Regime –, die eine ganze Ethnie zum Feindbild erklärt hat, muss die Community enger zusammenrücken, wobei es hier nicht nur um den drohenden Zerfall der kollektiven Identität ging, sondern um den tatsächlichen Verlust der menschlichen Existenz eines jeden Mitglieds.

6.2 Großgruppenidentität nach Volkan

Ein weiteres interessantes Modell, das erklärt, was eine Großgruppe und ihre Identität ausmacht, hat Vamik D. Volkan entwickelt. Er beschreibt sieben Punkte, die die Großgruppenidentität ausmachen – wie Fäden, die zusammengewoben eine Zeltplane spannen:

1. Passende Ziele der nicht integrierten „guten“ Selbst- und Objektbilder der Kinder einer Großgruppe.
2. Von den Kindern geteilte Identifikationen.
3. Passende Ziele der nicht integrierten „bösen“ Selbst- und Objektbilder der Feinde der Gruppe.
4. Ausgewählte Ruhmesblätter und geistige Vorstellungen vom Mythos und der Geschichte, wie die Gruppe „geboren“ wurde.
5. Ausgewählte Traumata.
6. Externalisierte Bilder der inneren Welten von (revolutionären) Führern und deren Ideologien.

7. Symbolbildung.

Dieses Modell hilft zu verstehen, wie über der Ausbildung der individuellen Kernidentität, die Großgruppenidentität wie ein etwas lockerer sitzender Umhang hängt. (Volkan, 2000, 45 ff) Ich finde diese Erklärung gerade für die Großgruppe der Jüdinnen und Juden sehr passend. Einerseits beschäftigt sich diese Arbeit mit dem schwersten, einschneidendsten und teilweise bis heute reichenden Trauma der Shoah (Punkt 5). Andererseits – so heterogen das Judentum auch sein mag – besinnt sich dieses Modell auf die gemeinsamen Wurzeln, die ja für alle Jüdinnen und Juden im Heiligen Land liegen (Punkt 4). Die Herausforderung (aufgrund der Heterogenität des Judentums) auch als Nicht-Jude die jüdische Identität als solche verstehen zu können, ist meiner Meinung maßgeblich für den Umgang und das Verständnis hinsichtlich dieser Gruppe.

6.3 „Annäherung“ am Beispiel von Rudolf Gelbard

Wie bereits zuvor erwähnt, wurden die überlebenden Wiener Jüdinnen und Juden und die RückkehrerInnen von der österreichischen Bevölkerung nicht besonders freundlich empfangen. Die österreichische Bundesregierung zeigte ebenfalls kein besonderes Interesse, diese Menschen zu unterstützen. Gerade die durch den Nationalsozialismus vertriebenen Jüdinnen und Juden wurden in Österreich als „Drückeberger“ gesehen, die es sich während des Zweiten Weltkrieges im sicheren Ausland gut gehen ließen. In der österreichischen Bevölkerung und der politische Führung herrschte vorwiegend die Meinung, man sei selbst Opfer – also könne man sich nicht auch um „andere“ kümmern. Die RückkehrerInnen waren auch in der Gemeinde kein Teil einer

Gruppe mehr, wurden aber trotzdem als Teil des jüdischen Kollektivs gesehen – ihre Identität war insofern größtenteils fremdbestimmt. Das hatte zur Folge, dass es gerade die RückkehrerInnen waren, die sich vollkommen assimiliert haben. (Vgl. Danglmaier, 2009, 30 f)

Neben der Verarbeitung (beziehungsweise Verdrängung) des individuellen Schicksal und der großen Wohnungsnot, war es besonders für die älteren Jüdinnen und Juden schwer, wieder ins Erwerbsleben einzutreten. Doch auch die jüngeren Überlebenden hatten große Probleme. Durch den Abbruch der Schulausbildung, waren ihre Zukunftsaussichten düster und sie mussten sich selbstständig um ihre Bildung kümmern.

Rudolf Gelbard, der 1930 in Wien geboren wurde, ist für mich ein berührendes Beispiel, für einen jungen Überlebenden, der seinen Weg gehen musste. In unserem zweistündigen Gespräch hat er mir über die Zeit im KZ und die Rückkehr nach Wien gesprochen. Seine Lebensgeschichte soll an dieser Stelle – exemplarisch für so viele andere junge Wiener Jüdinnen und Juden – ausführlich betrachtet werden.

Den Moment der Befreiung im KZ Theresienstadt im Alter von 15 Jahren – er wurde mit zwölf Jahren aus Wien deportiert – beschreibt Gelbard als Wiedergeburt, sein Überleben allerdings als „Betriebsunfall“. Trotz sehr schwerer Erkrankung der Bronchien durch die harte Zeit im Lager, erinnert sich Gelbard doch so etwas wie Freude empfunden zu haben, „weil man wusste, man bleibt am Leben.“ Relativ kurz nach der Befreiung kam Gelbard dann mit seinen Eltern nach Wien, wollte aber auf keinen Fall in seiner ehemaligen Heimatstadt bleiben. Er beschreibt sich selbst als „ein sozialdemokratischer Zionist in Richtung Ben-Gurion und Golda Meir“. Er blieb in Wien, da seine

Eltern schwer krank waren. Der Vater verstarb aufgrund der Folgen der Gefangenschaft im Jahr 1952 mit nur 46 Jahren, Gelbards Mutter wurde psychisch krank. Sie sah in jedem Polizisten oder Postmann, die ja alle noch Uniformen trugen, einen SS-Mann. Sie verstarb in einer Anstalt für psychisch Kranke. Gelbard hatte also mit knapp zwanzig Jahren die Shoah überlebt, seinen Vater verloren und eine psychisch kranke Mutter, um die er sich kümmern musste. Obwohl es ihn immer nach Israel gezogen hatte, war es – als seine Mutter verstarb – für ihn zu spät, um noch ins Heilige Land auszuwandern.

Bei seiner Rückkehr nach Wien fand Gelbard die Stadt in einem zerstörten Zustand wieder. Das Haus, in dem ihre alte Wohnung war, war zerstört. Die Familie bekam dann in einer Wohnung im siebten Bezirk. Die erste Zeit beschreibt Gelbard als sehr schwer – vor allem, weil man nicht wusste, mit wem man verkehren konnte. Er agierte auf jeden Fall sehr vorsichtig. Gelbard hatte in der ersten Zeit nach der Rückkehr nur Kontakt zu Jüdinnen und Juden oder politischen Gegnern der Nationalsozialisten. Gefunden hat man sich in Künstlerklubs, da sich dort hauptsächlich Intellektuelle und kosmopolitische Menschen trafen.

Durch seine Zugehörigkeit zur SPÖ hatte Gelbard ein großes Netzwerk, er selbst war sehr aktiv im antistalinistischen linken Flügel der Partei – obwohl er heute nicht mehr ganz dort steht. Die jüdische Jugend hatte einen Treffpunkt, das Café Blumenfeld. Dort wurde auch der Sportklub Hakoah – zu Deutsch die Kraft – wiedergegründet.

Ähnlich sieht das in diesem Zusammenhang auch Peter Stiegnitz:

„Eines gilt für alle drei Generationen. Man sucht sich jüdische Gesellschaft, Gleichgesinnte. Ein frommer Jude hat nur mit frommen Juden zu tun. Alle Freunde von mir waren, so wie ich, getaufte Juden. Man sucht danach, immer. Warum? Da steckt wohl Angst dahinter. Ein schiefer Blick, ein dümmlicher antisemitischer Witz – und die Stimmung ist beim Teufel. Der einfachere Weg sind Gleichgesinnte. Das zieht sich durch alle drei Generationen und stört mich als Soziologen, weil es jede Integration stört und hemmt.“ (Stiegnitz, Interview 1, Anhang)

Auf die Frage, wie er den Antisemitismus nach 1945 wahrgenommen hat, verwies Gelbard auf die Gerichtsprozesse von 1945 bis 1947, mit immerhin 35 Todesurteilen gegen führende Nazis. Er selbst bezeichnet sich als sehr politischen Menschen, der seit jeher das aktuelle Geschehen verfolgt – am liebsten mit Zeitschriften im Kaffeehaus. Er analysiert die politische Situation nach 1945 folgendermaßen:

„Das ist jetzt sehr, sehr wichtig: Als 1947 die Nazis wieder wählen durften, und die Anti-Hitler-Koalition Sowjetunion/Amerika auseinanderbrach und der Kalte Krieg begann, hat das den Nazis geholfen. Um ihre Stimmen wurde jetzt gebuhlt. Es war klar, dass die 600.000 Nazis, die in der Partei waren, und rund 300.000 Familienmitglieder nicht auf ewig aus der Öffentlichkeit ferngehalten werden konnten. In Wien sagt man dazu: Denen wurde ein bisserl das Goderl gekratzt. Man ist sich ideologisch näher gekommen. Einerseits gab es die Geheimkonferenz der ÖVP in Oberweis, wo sogar ehemaligen KZ-Häftlinge mit ehemaligen Nazis sprachen, um sie für die ÖVP zu gewinnen. Andererseits gab es den äußert rechten Flügel der Sozialdemokraten um Innenminister Oskar Helmer. Das alles hat den Nazis schon sehr geholfen. (Gelbard, Interview 2, Anhang)

In der SPÖ sei man mit diesem Thema sehr unterschiedlich umgegangen. In Wien war die Stimmung in der SPÖ scharf antifaschistisch, erinnert sich Gelbard. In Kärnten sei das etwas

anders gewesen. Im innersten Kreis herrschte auf jeden Fall eine antifaschistische Stimmung, so Gelbard: „Der sehr rechte Flügel der SPÖ hat aus realpolitischen Überlegungen natürlich manche antifaschistische Aktivität unsererseits gestört. Die meinten, wir sollten uns mehr zurückhalten.“ (Gelbard, Interview 2, Anhang)

Bei antifaschistischen Aktivitäten auf der Straße war Gelbard nach eigenen Angaben immer ganz vorn dabei – aus Überzeugung. Dass die Polizei angemeldete rechte Kundgebungen schützte, gab es von seiner Seite Verständnis: „Das gehört sich so in einer parlamentarischen Demokratie. Da war ihnen niemand böse von uns.“ Ziel war fast immer, ohne Rangeleien so hart aufzutreten, dass die Polizei die Kundgebungen absagen musste. Das richtig rechte Wien ging das erste Mal im Jahr 1959 zur sogenannten Schillerfeier auf die Straße: „Alle Burschenschaften waren dabei, da mussten wir einfach massiv dagegen auftreten. Viele waren auf unserer Seite dabei, die heute pensionierte Politiker sind. Auch Bundespräsident Heinz Fischer, damals ein sozialistischer Studentenführer, war mitten im Geschehen. Gegen diese rechten Recken mussten wir demonstrieren.“ (Gelbard, Interview 2, Anhang)

Angst vor einer Wiederholung der Ereignisse von 1938 hatte aber niemand. Niemand dachte, dass die Nazis wiederkommen, erinnert sich Gelbard: „Wir waren nur voller Empörung über Zeitschriften wie die im Jahr 1951 erschienene „Die Aula“ – andere sind nachgekommen, etwa viel später „Zur Zeit“. Die Relativierungen, Leugnungen und Freisprüche in diesen Blättern sind zutiefst empörend. Deswegen sind wir auf die Straße gegangen. Damals waren die Kräfte auch anders verteilt. Der Ring Freiheitlicher Studenten hatte rund ein Drittel der

Stimmen, die waren unglaublich stark. Das hat sich ja im Laufe der Zeit gewandelt.“ (Gelbard, Interview 2, Anhang)

Er selbst habe aber zu jenen gehört, die auch mit rechten konservativen Antinazis Kontakt hatte – uneins war man sich beispielsweise über die Bedeutung des Jahres 1934. Besonders gerne erinnert sich Gelbard an einen ganz speziellen Abend im Palais Auersperg, wo sich gegen Ende des Zweiten Weltkriegs die Widerstandsbewegung O5 traf:

„Ich bin wohl einer der letzten Überlebenden, die von diesem Abend noch berichten können – ich war nämlich immer der Jüngste. Die Goldene Nadel der österreichischen Widerstandsbewegung wurde verliehen. Es gab ein festliches Essen und zusammen saßen ehemalige KZ-Häftlinge, Widerstandskämpfer, Sozialdemokraten, Sozialisten, Konservative, Kommunisten. Aber auch Rabbiner, Pastoren und Priester, von denen viele im KZ waren. An diesem Abend waren wir Brüder. Was uns auch sonst getrennt hat, wir hatten nur einen Feind: die Nazis. Das war das andere Österreich. Leute, die in Spanien gekämpft haben bei den Internationalen Brigaden, beim Freiheitsbataillon in Jugoslawien oder bei den Alliierten, Menschen die im Zuchthaus waren. An diesem Abend, da waren wir uns in der Gesinnung einig.“ (Gelbard, Interview 2, Anhang)

Interessant ist auch, was Gelbard über die Verarbeitung der Vergangenheit sagt. Auf meine Frage, was er denn Menschen entgegnet, die „die Vergangenheit ruhen lassen wollen“, antwortete er mir, dass er das schon im Jahr 1946 gehört hat. Und zwar von jenen, die einen Grund hatten zu schweigen:

„Solange die Shoah geleugnet, relativiert oder gegen etwas anderes aufgerechnet wird, werden wir immer antworten. Das ist wie ein Mord, der zum zweiten Mal geschieht. Es geht um die sieben Hauptverbrechen der Nazis. Erstens: Dass zwei Drittel der europäischen Juden ermordet wurden, aus 24 Ländern, darunter

eineinhalb Millionen Kinder, erst auf Schlachthäusern auf Rädern, gefolgt von Gasautos und schließlich in den sechs Menschenvernichtungsfabriken. Zweitens: der Mord an den Roma und Sinti. Drittens: die Euthanasie, der hunderttausend nichtjüdische Menschen zum Opfer gefallen sind. Viertens: die medizinischen Versuche. Fünftens: die Germanisierung, wo zwanzigtausend katholische Kindern in Polen von ihren Eltern weggenommen und zu deutschen Eltern gebracht wurden. Sechstens: die Verfolgung der politischen Gegner. Und Siebtens: der Generalplan Ost, bei dem im Falle des Kriegsgewinns riesige Völkerverschiebungen angedacht waren. Ich bin der festen Überzeugung, der Umfang dieses Verbrechens ist nicht mal allen Antifaschisten bekannt. (Gelbard, Interview 2, Anhang)

Dass Franz Vranitzky im Jahr 1991 die Mitschuld Österreichs an den Verbrechen des Naziregimes aussprach, findet Rudolf Gelbard richtig. In einer Rede an der Universität in Jerusalem, sagte er, dass viele Täter ÖsterreicherInnen waren, aber auch viele Opfer. Als Anlass dieses Schuldeingeständnisses sieht Gelbard teilweise die Waldheim-Affäre, die Österreich aufgewühlt hat. Auch, dass Alfred Gusenbauer zwei Bücher über die braunen Flecken in der SPÖ veranlasst hat, findet Gelbard anständig.

7 Diskussion und Ausblick

7.1 Beantwortung der Forschungsfragen

Forschungsfrage 1: Wie hat sich der Wiederaufbau der Jüdischen Gemeinde in Wien nach 1945 tatsächlich gestaltet?

Eine der größten und reichsten Jüdischen Gemeinden in Mitteleuropa – nämlich jener in Wien – wurde durch die Shoah völlig zerstört. Von ehemals 200.000 Mitgliedern waren im Jahr 1945 gerade noch 5000 Personen in Wien. Rund 130.000 Jüdinnen und Juden gelang – unter Aufgabe ihres ganzen Vermögens – die Flucht aus Österreich. Rund 65.000 Wiener Jüdinnen und Juden wurden ermordet.

Den Wiederaufbau der Jüdischen Gemeinde gestalteten also überlebende Wiener Jüdinnen und Juden, heimgekehrte Gefangene aus den Konzentrations- und Vernichtungslagern, (vor allem osteuropäische) Einwanderer und RückkehrerInnen – also Jüdinnen und Juden, die vor dem nationalsozialistischen Regime geflohen waren und nach dem Kriegsende wiederkamen.

Im Gegensatz zu Berlin und den Ghettos in Osteuropa gab es in Wien bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges einen kleinen, offiziell zugelassenen Teil der Jüdischen Gemeinde: Der Ältestenrat trat am 1. November 1942 unter der Leitung von Dr. Josef Löwenherz in Kraft. Am 24. September 1945 wurde Genosse David Brill vom kommunistischen Staatssekretär Ernst Fischer zum provisorischen Leiter der Israelitischen Kultusgemeinde gewählt. Die Anfänge der Israelitischen Kultusgemeinde waren also politisch geprägt, sie stand am Beginn unter kommunistischer Verwaltung. Obwohl während

dem Zweiten Weltkrieg die Jüdische Gemeinde in Wien nicht vollkommen ausgeschaltet war, darf man sich nicht der Illusion hingeben, dass lückenlos dort angeknüpft werden konnte, wo im Jahr 1938 ein Riss in der Geschichte entstanden war.

Die ersten freien Wahlen der Israelitischen Kultusgemeinde fanden am 7. April 1946 statt. Dieses Mal waren – im Gegensatz zur Zeit vor der Shoah – alle Mitglieder wahlberechtigt, deren Wohnsitz seit mindestens 3 Monaten in Wien war. Die Liste der „Jüdischen Einheit“ siegte. Die Wahlbeteiligung lag bei 65 Prozent, was einer viel höheren Wahlbeteiligung entspricht als vor 1938. Die 36 gewählten Kultusräte wählten in einer konstituierenden Sitzung ein achtköpfiges Vertreterkollegium, die jeweils wieder einen Präsidenten und zwei Vizepräsidenten ernannten. Mit 25 Stimmen wurde David Brill nun auch offiziell zum ersten Präsidenten der neugegründeten Israelitischen Kultusgemeinde ernannt. Somit war die formelle Neugründung abgeschlossen.

Am Anfang stand die Wiedergutmachung für politisch Verfolgte im Vordergrund, nicht so sehr die Ausübung von religiösen Traditionen. Jüdisches Leben in Wien wurde aber langsam wieder sichtbar gemacht: Jüdische Verbände wurden wieder gegründet; Friedhöfe, Tempel und Gebetshäuser wurden aufgebaut. Trotz der formellen Neugründung fehlte es noch immer an religiösen Gelehrten. Erst 1948 kam mit Akiba Eisenberg, einem gebürtigen Ungaren, der erste Rabbiner nach Wien. Somit hatte die Gemeinde wieder ein religiöses Oberhaupt.

Wie in dieser Arbeit ausführlich dargestellt, gestaltete sich der Aufbau der Jüdischen Gemeinde zwar mit großen Problemen, aber nichtsdestotrotz zügig. Wenn man sich vor Augen führt,

welche Ansammlung von Menschen verschiedener Herkunft, den Wiederaufbau gestaltet haben, – was natürlich innerhalb der Gemeinde zu Konflikten geführt hat, wie die Diskussion um die persönliche Rolle im Nationalsozialismus – in Zusammenhang mit dem Konflikt mit dem Täterland, ist es in meinen Augen eine sehr große Leistung der Wiener Jüdinnen und Juden. Zumal das offizielle Österreich keine Hilfe war.

Ohne die Spenden internationaler jüdischer Hilfsorganisationen, wie dem Joint, wäre ein Überleben der Israelitischen Kultusgemeinde in Wien nicht möglich gewesen. Nicht nur die finanzielle Seite war völlig ungeklärt, zusätzlich musste das viel schwerer wiegende Problem des persönlichen Schicksals und der Verlust von Angehörigen und Freunden verarbeitet (beziehungsweise verdrängt) werden. Die damalige Situation ließ aber keine psychologische Aufarbeitung zu. Umso beeindruckender finde ich, dass eine Wiedergründung möglich war. Tatsächlich für den Wiederaufbau elementar waren eben die internationalen Spenden, also die finanzielle Unterstützung. Der Wiederaufbau war bemüht, da anzuknüpfen, was mit dem Jahr 1938 zerstört wurde. Also mit dem alltäglichen jüdischen Leben, mit Gebetshäusern, Versorgung mit koscheren Nahrungsmitteln, Religionsunterricht und einem Gemeindewesen.

Forschungsfrage 2: Welche bewussten Handlungen wurden nach 1945 von der offiziellen österreichischen Seite getätigt, um der Jüdischen Gemeinde bei ihrem Wiederaufbau entgegenzukommen?

Die Jüdische Gemeinde bekam keine große Unterstützung von Seiten der österreichischen Bundesregierung. Da aufgrund der

„Moskauer Deklaration“ aus dem Jahr 1943 Österreich den Status als erstes Opfer des NS-Regimes hatte, konnten sich die offiziellen Vertreter aus der Verantwortung der Judenverfolgung und Judenermordung ziehen. Im Gegensatz zu Deutschland musste Österreich keine internationale Erklärung über das Verhalten gegenüber Jüdinnen und Juden abgeben.

Der größte Konfliktpunkt zwischen Österreich und den überlebenden Jüdinnen und Juden war und ist wohl die „Wiedergutmachung“. Das Zitat von SPÖ-Innenminister Oskar Helmer *„Ich wäre dafür, dass man die Sache in die Länge zieht.“* (damit ist die Wiedergutmachung gemeint) ist bekannt und lässt wenig Interpretationsspielraum zu. Das offizielle Österreich konnte sich also auf dem Status, das erste Opfer gewesen zu sein, ausruhen und hatte keine internationalen Auflagen.

Einen Einblick in das Verhalten der österreichischen Regierung im Umgang mit den überlebenden Wiener Jüdinnen und Juden kann mit folgendem Beispiel gezeigt werden: Am 10. Mai 1945 trat das Vermögensentziehungsgesetz in Kraft, welches regelte, dass sich Besitzer von entzogenem Vermögen innerhalb eines Monats melden sollten. Da es aber bis Dezember 1945 kein zuständiges Amt gab, musste die Frist mehrmals verschoben werden. Ermöglicht wurde aber so ein Weiterverkauf beziehungsweise eine Verschiebung des geraubten Vermögens seitens der „Räuber“.

Auf Druck der USA erließ die österreichische Regierung bis 1947 drei Rückstellungsgesetze. Das erste bezog sich auf jenes Vermögen, das von österreichischen Behörden, vor allem den Finanzlandesdirektionen, verwaltet wurde. Das zweite Rückstellungsgesetz bezog sich auf Rückstellung von

Vermögenschaften, welche durch Volksgerichtsprozesse der Republik Österreich zugesprochen wurden und das dritte auf die schwierigste Aufgabe – die der individuellen Rückstellung. Die Israelitische Kultusgemeinde bemerkte dazu, dass die Gesetze an sich nicht schlecht gewesen seien, doch „ließ die praktische Durchführung zu wünschen übrig.“ (Embacher, 1995, 138) Die österreichischen Politiker sahen nicht immer ein, dass die Jüdinnen und Juden etwas zurückverlangen, wie der spätere ÖVP-Handelsminister Ernst Kolb im Jahr 1946 klarstellte. Er behauptete, „Österreich habe nichts gutzumachen, weil es nichts verbrochen habe“.

Ein weiterer Konflikt zwischen der Israelitischen Kultusgemeinde und der Republik spitzte sich im Jahr 1957 zu. Der österreichische Staatsvertrag, der im Artikel 26 die Rückstellung des erblosen Vermögens forderte, ermöglichte eine Gründung von Sammelstellen. Sammelstelle A war für jüdische Opfer, Sammelstelle B war für die politisch Verfolgten. Die Aufteilung war 50:50 geplant, doch für die Israelitische Kultusgemeinde kam dies einer zweiten Arierisierung gleich, da sich die aufzuteilende Summe zu 95 Prozent aus jüdischem Vermögen zusammensetzte. Nach Verhandlungen einigte man sich auf einen Verteilungsschlüssel von 80:20. Mit Gründung der Sammelstellen erhielten die Opfer erstmals greifbare Hilfe, wobei die Auszahlung in den Jahren zwischen 1962 und 1969 erfolgte. In Summe lässt sich feststellen, dass nur ein geringer Teil des geraubten Vermögens rückerstattet wurde: Insgesamt wurde vom NS-Regime 150 Milliarden Dollar arisiert, wovon 300 Millionen zurückgezahlt wurden. (Vgl. Embacher, 1995, 141)

Bezeichnend ist auch der Umgang des offiziellen Österreichs mit rückkehrwilligen Jüdinnen und Juden. Briefe der in Shanghai festsitzenden Flüchtlinge blieben vom Bundesministerium für

Inneres ein Jahr lang unbeantwortet. Embacher weist auch darauf hin, dass sie im Zuge ihrer Recherchen keinen einzigen Hinweis auf eine Unterstützung von offizieller Seite für Rückkehrwillige fand.

Forschungsfrage 3: Mit welchen Schwierigkeiten sah sich die Jüdische Bevölkerung in den Anfängen des Wiederaufbaus nach 1945 konfrontiert?

Im Jahr 1945 war für die überlebenden Jüdinnen und Juden das Trauma der Shoah zu verarbeiten. Da viele sich in Wien befindlichen Jüdinnen und Juden unfreiwillig in die Stadt kamen, löste dies wohl in dieser Gruppe eine anfangs eine gewissen Orientierungslosigkeit aus. Man hatte zwar überlebt, wusste aber nicht, wo man in Zukunft weiterleben könnte und wie der Lebensunterhalt verdient werden soll – dieses Problem betraf alle Generationen der Überlebenden.

Die älteren überlebenden Jüdinnen und Juden hatten Schwierigkeiten wieder ins Erwerbsleben einzusteigen. Auch die Vorstellung einer Ausreise in ein anderes Land inklusive der Erlernung einer neuen Sprache verunsicherte die älteren Jüdinnen und Juden. Die jüngeren Überlebenden hatten zumeist keine abgeschlossen (Schul-)Ausbildung und mussten sich wie Rudolf Gelbard vieles autodidaktisch beibringen.

Die finanzielle Not und das Fehlen von ausreichend vielen Wohnungen war eine weitere massive Belastung für die Überlebenden. Dazu kamen oftmals schwere körperliche und psychische Probleme.

Innerhalb der Jüdischen Gemeinde gab es Konflikte um die Rolle jedes Einzelnen im Nationalsozialisten. Ohne das von außen

bewerten zu wollen, spielte es mit Sicherheit im Gemeinwesen eine Rolle, ob man die Shoah in einem Vernichtungslager oder als geschützte/r Jüdin oder Jude in Wien überlebt hat. Viele jüdische Familien konnten Wien vor der Shoah verlassen, andere Familien wurden geschlossen in ein Konzentrationslager deportiert. Es gab durch Heirat geschützte Jüdinnen und Juden in Wien, den Mitgliedern des Ältestenrates (Stichwort Entnazifizierung der Israelitischen Kultusgemeinde) wurde teilweise die Zusammenarbeit mit den Nationalsozialisten vorgeworfen.

Die (österreichische) Außensicht nahm keine Rücksicht auf das individuelle Schicksal – alle Anhänger des mosaischen Glaubens waren einfach Juden. Innerhalb der Gemeinde wird auf die individuelle Rolle des Einzelnen aber sehr wohl Rücksicht genommen.

Weiters wurden die Jüdinnen und Juden immer noch mit antisemitischen Vorurteilen in der österreichischen Bevölkerung konfrontiert. Eine Erklärung wäre, dass die ÖsterreicherInnen durch das „Wieder-sichtbar-Werden“ jüdischen Lebens in Wien auch an die eigene Rolle im Nationalsozialismus erinnert wurden. Lebte man vielleicht in einer arisierten Wohnung? Wurden ehemalige jüdische Freunde verraten? Die Konfrontation mit der eigenen Vergangenheit fällt offensichtlich auch heute noch einigen ÖsterreicherInnen schwer.

Forschungsfrage 4: Inwiefern empfindet sich die Jüdische Gemeinde als Teil der Wiener Gemeinde?

Die Jüdische Gemeinde fühlt sich nach meinem Empfinden – zu Recht – als vollwertiger Teil der Wiener Gemeinde. Nach den

ersten freien Wahlen am 7. April 1946 war die Israelitische Kultusgemeinde formal wiedergegründet und übernahm die Verantwortung für die Wiener Jüdinnen und Juden.

Die Jüdische Gemeinde ist als Religionsgemeinschaft natürlich auch stetig darum bemüht, sich in gewisser Weise abzugrenzen, da dies für den Identität stiftenden Prozess einer Subkultur immer elementarer Bestandteil ist. Die Differenzierung in das Eigene und das Fremde ist dabei nicht nur ausschlaggebend für die Stabilisierung einer Solidaritätsgemeinschaft, sondern auch für das Selbstverständnis jedes einzelnen ihrer Mitglieder. Das schließt aber keinesfalls aus, dass die Jüdische Gemeinde dabei sehr wohl ein fester Teil der Wiener Stadtgemeinde ist.

Die Natürlichkeit der (Re-)Integration der Jüdischen Gemeinde in die Wiener Gesellschaft – trotz teils düsterer Zukunftsprognosen ihrer Mitglieder – kann darauf begründet werden, dass sie doch aufgrund der historischen Verwurzelung unbestreitbare Berechtigung dazu hat.

Neben der historischen Verwurzelung machten es sich die vielen unfreiwillig in Wien festsitzenden Wiener Jüdinnen und Juden zur Aufgabe, das jüdische Gemeinwesen wieder aufzubauen und fest in Wien zu verankern.

7.2 Integrationsmodell nach Berry

Um genau herauszufinden, inwieweit sich die Wiener Jüdinnen und Juden als fest integrierter Teil der Wiener Stadtgemeinde sehen, kann das Integrationsmodell nach John W. Berry angewandt werden. Dabei werden zwei Fragen an Mitglieder der sogenannten Minderheitsgruppe gestellt. Erstens: Will/Soll die Minderheit beziehungsweise ethnische Gruppe ihre Kultur und

Traditionen beibehalten? Zweitens: Soll ein Austausch der Kulturen zwischen der Minderheit und der Mehrheit stattfinden. Werden beide Fragen positiv beantwortet – ist man sowohl in seiner Herkunftskultur als auch in der Mehrheitskultur gut vernetzt, verfolgt man nach Berry die Akkulturationsstrategie der Integration; also als Idealfall.

Werden beide Fragen negativ beantwortet, marginalisiert man also sowohl den Herkunftskontext als auch den Ankunfts-kontext, fühlt man sich als Mitglieder keiner der beiden Gruppen. Diese Menschen sind wohl die unglücklichsten, da sie keine Zugehörigkeit verspüren.

Derjenige, für den die eigene Herkunft keine große Rolle spielt, der sich aber gut in der Mehrheitsgesellschaft aufgehoben fühlt, gilt als assimiliert. Lebt man ohne Verknüpfung zur Mehrheitsgruppe, aber sehr verwurzelt in der eigenen Herkunft, zählt man nach Berry zu den Separierten.

Integrationsmodell nach Berry:⁵

Abbildung 15: Akkulturationsstrategien
(Berry 1980; 1997: 9)

Identifikation/Einstellung gegenüber dem...		... Herkunftskontext/ ethnische Gruppe	
		Positiv	Negativ
... Ankunftskontext/ Mehrheitsgesellschaft	Positiv	Integration	Assimilation
	Negativ	Separation	Marginalisierung

Berrys Modell wäre eine sehr einfache Methode, um einen statistischen Wert für das Selbstverständnis der Wiener Jüdinnen und Juden zu ermitteln. Die Zahl alleine wäre aber meines Erachtens nach ohne eine Begutachtung in die Tiefe nicht ausreichend, um eine Bewertung der Geschichte der Jüdischen Gemeinde zu ziehen. Die Zahl gibt nämlich keine Auskunft darüber, wie diese Integration zustande gekommen ist.

7.3 Fazit

Geht man heute durch Wien, ist die Jüdische Gemeinde ein sichtbarer, fester und fast schon wieder selbstverständlicher Bestandteil der Stadtgemeinde. Erst bei genauerer Betrachtung der Geschichte wird einem bewusst, was es für eine enorme

⁵Quelle: Joachim Trebbe (2009): Ethnische Minderheiten, Massenmedien und Integration. Eine Untersuchung zu massenmedialer Repräsentation und Medienwirkung. VS Verlag für Sozialwissenschaften. Wiesbaden. Abbildung von Seite 177

Anstrengung der Wiener Jüdinnen und Juden und der Israelitischen Kultusgemeinde von Nöten war, um die Gemeinde wieder aufleben lassen zu können.

Das persönliche Schicksal, dass jeder Einzelne nach der Shoah verarbeiten musste, war schrecklich. Die überlebenden Wiener Jüdinnen und Juden wurden mit dem Tod von Familienangehörigen und Freunden, dem Verlust des Vermögens, akutem Wohnungsmangel und finanzieller Not konfrontiert. Trotz körperlicher und psychischer Folgen der Gefangenschaft musste jeder Einzelne auch an die eigene Zukunft denken. Vielen Älteren fiel der Wiedereinstieg ins Erwerbsleben schwer, die Kinder und Jugendlichen wiederum hatten keine abgeschlossene Schulausbildung.

Hilfe von offizieller österreichischer Seite gab es nicht. Die Jüdinnen und Juden – vor allem jene, die nicht als politisch Verfolgte gezählt wurden – waren von Hilfszahlungen zunächst ausgeschlossen. Gerade deshalb war die Wiedergründung der Israelitischen Kultusgemeinde für die Wiener Jüdinnen und Juden so wichtig. Die Israelitische Kultusgemeinde kümmerte sich nach Ende des Zweiten Weltkrieges zunächst um überlebenswichtige Maßnahmen. Erst als diese abgesichert waren, konnte man sich auch wieder um religiöse Belange kümmern. Doch spätestens ab dem Jahr 1948, als mit Akiba Eisenberg der erste Rabbiner wieder nach Wien kam, war das Ausleben von Religiosität mehr im Fokus.

Dass die Israelitische Kultusgemeinde überhaupt wieder aufgebaut werden konnte, ermöglichten ausschließlich Spenden durch internationale jüdische Hilfsorganisationen. Erst im Jahr 1960 setzte die Israelitische Kultusgemeinde in Verhandlungen durch: Daraufhin zahlte Österreich der Israelitischen

Kultusgemeinde 30 Millionen Schilling, um die Instandsetzung religiöser Einrichtungen zu ermöglichen. Rückwirkend bis 1958 zahlte Österreich einen jährlichen Beitrag von 900.000 öS. Wie bereits erwähnt, war es das erste Mal in der Geschichte der Jüdinnen und Juden in Österreich, dass staatliche Mittel für Kultuszwecke zur Verfügung gestellt wurden.

Aufgrund der schmerzlichen Erfahrungen der Israelitischen Kultusgemeinde bei den Verhandlungen mit offiziellen österreichischen Vertretern, wurde im Jahr 1953 erstmals ein Dachverband für jüdische Interessen – der Verband der Israelitischen Kultusgemeinden Österreichs – gegründet.

Eine weitere interessante Tatsache ist, dass die Israelitische Kultusgemeinde es zur ihrer Aufgabe gemacht hat, nicht nur für die überlebenden Jüdinnen und Juden Verantwortung zu übernehmen, sondern auch für die ermordeten. Einerseits reicht der Fokus der Israelitischen Kultusgemeinde in die Zukunft, da man seinen Nachkommen und den Jugendlichen die jüdischen Traditionen weitergeben. Andererseits ist der Fokus in die Vergangenheit gerichtet, dass die Israelitische Kultusgemeinde also „ihre Toten“ nicht vergisst und auch nicht vergessen lässt. Vor allem wurde und wird alles dafür getan, das Unrecht auch als solches erkennbar zu machen. Diese ermordeten Jüdinnen und Juden – und ihr Andenken – sind immer noch ein wichtiger Teil der Jüdischen Gemeinde.

Erst im Jahr 1991 gestand Franz Vranitzky eine Teilschuld Österreichs an den Verbrechen der Shoah ein. Bemerkenswert war für mich, dass in den persönlichen Gesprächen mit meinen Interviewpartnern, kein Anzeichen von Groll gegenüber den ÖsterreicherInnen gezeigt wurde. Es besteht von jüdischer Seite also keine Bemühung, ein Pauschalurteil über die

ÖsterreicherInnen zu fällen. Sehr wohl wird aber von jüdischer Seite darauf Wert gelegt, dass die politischen VertreterInnen Österreichs gegen jede Art von Verharmlosung vorzugehen haben. Gerade in jüngerer Vergangenheit zeigen verschiedene Initiativen der österreichischen politischen VertreterInnen, dass man den offiziellen Umgang mit den Jüdinnen und Juden nach Ende des Zweiten Weltkrieges wahrscheinlich doch sehr bedauert. Gleichzeitig wird verdeutlicht, dass die Jüdische Gemeinde ein fester Bestandteil der Wiener Stadtgemeinde ist.

Dies verdeutlicht auch der veränderte Umgang mit den ehemals rückkehrwilligen Jüdinnen und Juden – vielen, die nach dem Zweiten Weltkrieg nach Wien zurückkehren wollten, wurde ja die Heimkehr verweigert. Zumindest sollten diese Personen die Möglichkeit bekommen, ihre alte Heimatstadt zu besuchen: Im Jahr 1980 wurde auf Initiative des damaligen Bürgermeisters Leopold Gratz der Jewish Welcome Service Vienna gegründet. Diese Non-Profit-Organisation soll den vertriebenen und geflohenen Jüdinnen und Juden das heutige Wien wieder näherbringen.

Die in ganz Wien gepflasterten sogenannten Stolpersteine des deutschen Künstlers Gunter Demnig lenken die Aufmerksamkeit auf die vielen individuellen Schicksale der NS-Opfer. In diese goldenen Pflastersteine ist jeweils der Name, der Geburtsort und (falls bekannt) der Sterbeort eines Opfers der Nationalsozialisten graviert, platziert sind sie am jeweils letzten Wohnort. Entscheidend ist wohl, dass dieses „Wieder-sichtbar-Machen“ von jüdischem Leben eben nicht mehr allein Aufgabe der Jüdischen Gemeinde ist. Der österreichische Staat nimmt seine Pflicht, Verantwortung für eine Minderheit zu übernehmen, heutzutage ernster als in den Nachkriegsjahren.

Ein weiterer Konfliktpunkt ist meines Erachtens jener der jüdischen Identität. Das gilt selbstverständlich nicht für die Jüdinnen und Juden, die sich ihrer Herkunft und Geschichte sehr wohl bewusst sind. Sondern die Außensicht auf die Jüdinnen und Juden fasst sie unter einer Art Schicksalsgemeinschaft zusammen. Dies ist aufgrund der Shoah zwar verständlich, doch klammert diese Sichtweise so viel Identität stiftendes aus. Denn die Wiener Jüdinnen und Juden sind nicht ausschließlich Opfer des Nationalsozialismus (obwohl das selbstverständlich keiner abstreiten kann), sondern eben viel mehr. Das teilweise ambivalente Verhältnis der ÖsterreicherInnen zum Adjektiv „jüdisch“ in Zusammenhang mit der Biografie einer Person wurde bereits erwähnt. Auch heute noch – freilich in einem anderen Zusammenhang – ist es für viele ÖsterreicherInnen relevant, zu erwähnen, wenn einer „jüdisch“ ist; obwohl das allein ja noch nichts über das persönliche Zugehörigkeitsverständnis zur eigenen Religiosität der betroffenen Person aussagt.

Somit stellt sich für mich auch nicht die Frage, ob die Jüdische Gemeinde in Wien integriert ist – das ist für mich eindeutig. Wie die Jüdinnen und Juden es geschafft haben, in Wien wieder eine Heimat aufzubauen, ist für mich beeindruckend und verdient, erzählt zu werden.

Abstract

In dieser Arbeit soll die Integration der Jüdischen Gemeinde in die Wiener Stadtgemeinde nach dem Jahr 1945 beschrieben werden. Erklärt werden soll auch, mit welchen Schwierigkeiten die Jüdinnen und Juden nach der Stunde null – also der Shoah – konfrontiert waren. Die Jüdische Gemeinde in Wien war vor dem Zweiten Weltkrieg eine der reichsten und größten Mitteleuropas. Von den ehemals rund 200.000 Mitgliedern waren nach Kriegsende nur noch 5000 Personen in Wien. Diese Jüdinnen und Juden gestalteten mit den Überlebenden aus den Konzentrations- und Vernichtungslagern, RemigrantInnen, den nach Österreich gekommene Flüchtlingen und den Zuwanderern den Wiederaufbau jüdischen Gemeinwesens in Wien.

Literaturnachweis

Adunka, Evelyn (2000): Die vierte Gemeinde. Die Wiener Juden in der Zeit von 1945 bis heute. Philo Verlagsgesellschaft mbH, Berlin, Wien.

Begov, Lucie (1969): Das verkannte Volk. Die Judenfrage – ein christliches Problem. Typographische Anstalt, Wien.

Berry, John W. (2005): „Acculturation: Living successfully in two cultures“; International Journal of Intercultural Relations.

Danglmaier, Nadja (2009): „Seine erste Liebe vergisst man nicht...“. Vom Heimatgefühl aus Österreich vertriebene Jüdinnen und Juden und deren Nachkommen in Israel. kitab-Verlag, Wien, Klagenfurt.

Embacher, Helga (1995): Neubeginn ohne Illusionen. Juden in Österreich nach 1945. Picus Verlag Ges. mbH, Wien.

Flick, Uwe (2007): Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung. Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg.

Hutchinson, John/Smith Anthony D. (Hrsg.) (1996): Ethnicity. Oxford University Press, Oxford.

Kohl, Walter (2008): Die dunkle Seite des Planeten. Rudi Gelbard, der Kämpfer. Eine Reflexion. Edition Geschichte der Heimat. Steinmaßl, Grünbach.

Stiegnitz, Peter (2001): Juden. Richter, Rächer, Renegaten. Edition va bene, Wien, Klosterneuburg.

Volkan, Vamik D. (2000): Das Versagen der Demokratie: Zur Psychoanalyse nationaler, ethnischer und religiöser Konflikte. Psychosozial-Verlag, Gießen.

Wandruszka, Adam (Hsrg.) (1980): Die Habsburgermonarchie 1948–1918 3, Die Völker des Reiches. Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Wien.

Wurmbrand, Max/Roth, Cecil (1980): Das Volk der Juden – 4000 Jahre Kampf ums Überleben. Melzer, Dreieich.

Anhang Interviews

Interview 1: Peter Stiegnitz

Peter Stiegnitz wurde 1936 in einer jüdischen Familie in Budapest geboren. Er überlebte die Shoah und emigrierte nach kommunistischen Verfolgungen in seiner Heimat nach Wien. Hier studierte er Soziologie, Philosophie, Psychologie und Ethnologie. Er war Professor und bis zu seiner Pensionierung Ministerialrat im Bundespressdienst. Stiegnitz hat 20 Bücher verfasst, unter anderem „Juden – Richter, Rächer, Renegaten“, in dem er die psychologische Situation der Diasporajuden in den „Täterländern“ beschreibt, ist Mitarbeiter mehrerer österreichischer und deutscher Zeitschriften und zweifach mit dem Theodor-Körner-Preis ausgezeichnet.

Sie schreiben vom „ewigen Thema Juden“. Was meinen Sie damit?

Wenn irgendwo ein altkatholischer Schauspieler irgendetwas sagt, wird diese Information nicht genannt. Wenn es ein Jude ist, dann wird das immer erwähnt. In allen Medien und Zeitungen ist das so, in den linken Zeitungen genauso wie im Boulevard oder in den Qualitätszeitungen: Jüdische Maler, Schauspieler, Autoren. Immer steht das dabei. Ich frage mich, warum? Heute ist Jude nicht nur ein religiöser Begriff, also eine Zugehörigkeit zu einer Glaubensgemeinschaft. Mindestens die Hälfte der in Österreich lebenden Juden sind nicht Mitglied in der Kultusgemeinde. Wer Jude ist, entscheidet die jüdische Mutter, mehr nicht. Warum das ununterbrochen Thema und seit 5000 Jahren interessant ist? Warum weiß ich auch nicht. Die andere Seite ist, dass man seit 1945 vom Trauma Holocaust

nicht wegkommt. Mittlerweile gibt es die dritte Generation das Trauma lebt weiter, wobei auch die Medien daran schuld haben, dass der Holocaust je intensiver behandelt wird, je länger die Ermordung zurückliegt. Das macht die ganze Sache heikel, problematisch, sehr schwer fassbar.

Sie sagen, es gibt zwei Themen, die „einen Juden immer zum Juden machen: Holocaust und Israel“. Wie kann man das verstehen?

Ohne Antisemitismus würden nur noch die frommen Juden Juden sein – und das ist auch irgendwo verständlich. Ein Großteil der assimilierten, getauften Juden wollte oder konnte mit dem Judentum nichts zu tun haben, Beispiel Bruno Kreisky. Man kann keine Menschen nach Herkunft oder Hautfarbe beurteilen – nur nach seiner Leistung. Außer bei diesem Thema – da steht ständig „der Jude sowieso“. Vielleicht wollen die Menschen das so genau wissen.

Zu Israel: Fast jedes jüdische Herz schlägt für den Staat Israel, nur für eine ganz kleine Gruppe sehr frommer Juden gilt das nicht. Das heilige Land gibt es für diese Gruppe erst, wenn der Messias erscheint. Meiner Meinung nach ist die einzige Aufgabe des jüdischen Messias, nie aufzutauchen – und das ist ehrlich gemeint. Denn die Hoffnung auf den Messias hält diese Menschen am Leben. Im Stettl haben sich manche sehr fromme nachts nicht ausgezogen – weil sie überzeugt sind, dass der Messias jederzeit kommen kann. Die wenigen Rabbiner die in Teheran bei der Holocaust-Leugner-Konferenz mitgearbeitet haben, gehören genau zu dieser Gruppe ganz frommer Juden – die hassen Israel. Für sie ist es ein Lügenkonstrukt, es ist einfach nicht da. Ohne Messias gibt es für sie keinen jüdischen

Staat. Offen sagt kein Jude: Israel ist mir egal. Wenn alles schief geht, findet man im Heiligen Land Zuflucht – es ist ein emotionaler Zugang. Ich persönlich bin ein Beispiel eines assimilierten Juden. Ich lehne die Palästinenserpolitik der israelischen Regierung ab. Ich bin nicht bereit, nach Westbank zu gehen. Kein Israeli, außer die Araber, haben dort etwas zu suchen.

Es gibt eine große innerjüdische Diskussion rund um die Palästinenserpolitik.

Ja, aber nur innerhalb – wehe, wenn die Diskussion aus der großen Familie herausgetragen wird. Man darf Israel kritisieren, das ist nicht antisemitisch. Aber wehe, das macht ein Nichtjude. Dann heißt es gleich: „Dahinter kann nur Antisemitismus stecken“. Das Misstrauen ist schon schlimm.

Über die Außensicht mit den zwei Punkten Holocaust und Israel haben wir schon gesprochen. Was passiert denn innerhalb der Gemeinde?

Es gibt gar keine Jüdische Gemeinde. Nur die Hälfte der 15000 österreichischen Juden gehört der Kultusgemeinde an, von denen ist aber auch nur die Hälfte religiös. Die Hälfte der dort Registrierten sind Stemmjuden, die überall Antisemitismus vermuten. Nur die Hälfte der Mitglieder der Kultusgemeinde geht zumindest einmal im Jahr in die Synagoge. Die meisten sind im Herzen noch Kommunisten. Zum Beispiel die wenig rückgewanderten österreichischen Juden. Die sind nach 1945 zurückgekommen, da ihnen gesagt wurde, Österreich wird eine Art DDR. Das waren alles überzeugte Kommunisten. Man darf ja

auch nicht vergessen, dass die Sowjets gegen Nazideutschland gekämpft haben. Ohne der Roten Armee wären viele nicht am Leben. Ich blieb mit meinen Eltern auch nur am Leben, weil die Rote Armee keine vier Wochen später gekommen ist. Im Rückblick habe ich Verständnis, dass jene knapp nach dem Krieg vom Kommunismus träumten, aber später nicht mehr. Da hätten die Leute merken müssen, was der Realsozialismus ist, die haben die Augen zugemacht. Nach dem Motto: Was ich nicht hören und sehen will, das tue ich auch nicht.

Jede Großgruppe hat eine Identität, die verbindet. Was macht die jüdische Identität aus, was verbindet diese Gruppe?

Das ist einfach: die Negation, sprich Antisemitismus bzw. Judenhass. Natürlich auch noch heutzutage. Den realen Antisemitismus gibt es, aber wenn einem Juden der Busfahrer vor Nase wegfährt, ist das natürlich kein Antisemitismus, obwohl es Juden gibt, die so denken ...

Wir müssen auch unterscheiden zwischen RückkehrerInnen und Ostjuden und können drei Gruppen bestimmen: Die HeimkehrerInnen, vor allem die Jahrgänge 1910 bis 1920, die den Holocaust voll miterlebt haben, litten unter Schuld und Minderwertigkeitskomplexen: „Warum habe ich überlebt, warum ist meine Familie tot. Warum bin ich ins Land der Täter zurückgekehrt, die werden mich eh nie wieder so akzeptieren wie vor 1938.“ Dieser Komplex muss kompensiert werden: also waren überall Feinde und Antisemiten. Und hier wirken die Medien auch heute noch unterstützend. Nicht jeder schiefe Blick ist Rassismus.

Die zweite Gruppe waren vor allem Ungarn – die Welle von 1956 – aber auch Tschechen und Polen, die bis Mitte/Ende der 1980er-Jahre kamen. Die sind sogenannte gute ÖsterreicherInnen geworden. Die Ungarn assimilierten sich schnell, die Tschechen und Polen genauso. Ein Teil gehört der religiösen Kultusgemeinde an.

Die dritte, sehr große Gruppe wird oft als russische Juden benannt, dass ist aber nicht ganz richtig. Die meisten kommen aus Baku, Aserbaidshan und aus dem mittleren Teil der Sowjetunion. Die bezeichnen sich selbst nicht mal als Russen und leben in ihrer eigenen Welt. Diese Gruppe akzeptiert die Kultusgemeinde aus zwei Gründen nicht: die österreichischen Juden sind Ashkenasi, die Russen sind Sephardim. Also gehören zu jenen, die – angefangen im Mittelalter – von Spanien nach Russland gezogen sind und sich auf dem Weg niedergelassen haben. Diese dritte Gruppe ist entweder direkt gekommen oder über Israel. Das passierte in den von Mitte der 1980er-Jahre bis in die 1990er – und die leben nicht schlecht in Wien. Diesen Juden haben eine eigene Gemeinde und eine eigene Zeitung, die NU. Dort werden zum Beispiel die Rabbiner der Gemeinden aufgelistet. Der Austausch mit den anderen Juden liegt bei null. Die bleiben streng im Ghetto, der sogenannten Mazze-Insel im zweiten Bezirk, und unterscheiden sich nach dem Grad der Gläubigkeit, leben in ihrer eigenen Welt. Im Gegensatz zu den Ashkenasim bekommen sie viel mehr Kinder und stehen in der Sozialschichtung viel tiefer unten. So kompliziert wie das Judentum ist keine andere Religion.

Warum kehrten die österreichischen Juden zurück, obwohl sie Schuldgefühle plagten?

Ein Grund war der politische – wegen der DDR. Die meisten haben in England gelebt, sind dann zurückgekommen. Die waren überzeugte Kommunisten. Zurückgekommen sind sicherlich auch welche, die nicht Fuß fassen konnten, nur der kleinste Teil hatte Heimweh. Aber ein Wiener Jude bleibt ein Leben lang ein Wiener Jude. Eigentlich mehr Wiener als Jude. Nur sehr wenige kamen aus Amerika zurück. Aber alle mit gespaltenem Verhältnis in der Brust. Der kleinste Teil waren Rückkehrer.

Sie beschreiben drei Altersgruppen, die jeweils ein anderes jüdisches Selbstbewusstsein haben.

Die Ältesten sind die Generation meiner Eltern. Die Jahrgänge 1910 bis 1920 wollten als echte Opfer des Judenmordes nach der Befreiung am liebsten alles vergessen und nichts mehr mit dem Judentum zu tun haben. Die meisten haben sich unter Zwang taufen lassen. In Ungarn herrschte bis 1944 nur ein Halbfaschismus – wenn man sich vorher taufen ließ, war schlicht und ergreifend kein Jude mehr.

Die unglücklichste Generation ist wohl meine, die Jahrgänge 1930 bis 1940. Die Kinder des Holocaust – ich habe ihn mit siebeneinhalb Jahren erlebt – entdeckten ihr „Judentum“ zunächst im Widerspruch zu den Eltern. Man war wie in einer Zwickmühle. Zuhause hörten wir immer: „lass es sein“. Ich war eine Zeit lang Mitglied der Kultusgemeinde, mein Vater war so entsetzt, dass er mir fast eine runtergehauen hat. So nach dem Motto: „Wir sind davor geflüchtet und du kehrst jetzt freiwillig in die Gemeinde zurück“. Früher gab es keine Grüne-Atom-Bewegung. Wir mussten irgendwie rebellieren – und dies tat ich mit meinen jüdischen Wurzeln. Mein Vater hat da immer

gesagt: „Du bist ein Depp. Nur beim Zahnarzt gibt es Wurzeln.“ Meine Generation kam in eine Zwickmühle: Die Eltern wollten, dass wir es sein lassen, aber ein junger Mensch ist nun mal auch ständig auf Identitätssuche. Ich war kein Ungar mehr, kein Österreicher geworden, kein Jude und auch kein Christ.

Die dritte Generation hat es da viel leichter. Die versucht das richtig zu machen, was ihrer Meinung nach die Großeltern falsch gemacht haben. Also: mit aller Gewalt zurück zum Judentum.

Und dies auch sichtbar machen?

Und wie! Wie der Tel-Aviv-Beach am Donaukanal beispielsweise. Aber eines gilt für alle drei Generationen. Man sucht sich jüdische Gesellschaft, Gleichgesinnte. Ein frommer Jude hat nur mit frommen Juden zu tun. Alle Freunde von mir waren, so wie ich, getaufte Juden. Man sucht danach, immer. Warum? Da steckt wohl Angst dahinter. Ein schiefer Blick, ein dümmlicher antisemitischer Witz – und die Stimmung ist beim Teufel. Der einfachere Weg sind Gleichgesinnte. Das zieht sich durch alle drei Generationen und stört mich als Soziologen, weil es jede Integration stört und hemmt.

Wenn ich es richtig verstehe, war die zweite Gruppe dafür verantwortlich, dass die jüdischen Wurzeln wieder sichtbar gemacht wurden.

Sicherlich. Diese Zwickmühle verleiht ungeahnte Kräfte. Wir hatten nicht die Möglichkeit, uns auszuruhen. Wir mussten aufbauen, das haben wir gewusst. Mit der Identitätsfrage haben wir uns nicht immer beschäftigt – das machen jetzt unsere

Kinder. Die Zwischengeneration ist die unglücklichste, weil wir nie gewusst haben, wohin wir gehören. Und wir wollten keine künstlichen Identifikationen aufbauen. Aber vergessen Sie nicht: Wurzeln gibt es nur für fromme Juden. Begriffe, wie das jüdische Volk: Was soll das denn sein? Die zehn Millionen Juden weltweit sprechen hundert Sprachen. Mit dem Begriff Volk funktioniert also nicht. Am ehesten mit der Schicksalsgemeinschaft – aber das ist, was ich so ablehne. Weil nichts anderes heißt als: das Judentum baut auf Antisemitismus auf – das ist mir zu wenig: Das gemeinsame Schicksal! Das ist nur mit Negationen zu füllen. Das resultiert dann in neurotischen Identifikationsversuchen.

Haben Sie eine Lösung?

Weiterwurschteln, wie gehabt. Aus mir wird kein frommer Jude. Ich will mein Judentum nicht verleugnen, andererseits gehe ich nicht umher und demonstriere es plakativ. So quasi: „wie furchtbar es mir erging, denn ich bin Jude.“ Ich kann es nicht mehr hören ...

Sie sind ja auch Lügenforscher und beschreiben die Lüge als Abkehr von der Wirklichkeit. Was sagen Sie zur Erste-Opfer-Theorie der ÖsterreicherInnen? Das ist doch eine eindeutige Abkehr von der Wirklichkeit?

Ich will einen Unterscheid machen zwischen Österreich und ÖsterreicherInnen. Österreich als Land war tatsächlich das erste Opfer. Aber ein Land ohne Menschen ist uninteressant. Die Situation damals war folgende: Hohe Arbeitslosigkeit, politische Probleme, Österreich war aus einem großen Reich der

Monarchie zurückgeworfen in ein kleines Land. Das führte zu bewaffneten Kämpfen zwischen rechts und links. 1933/'34 folgte die halbfaschistische Diktatur. Die ÖsterreicherInnen haben sich nach dem großen Bruder gesehnt. Niemand wollte den Krieg im Speziellen. Doch plötzlich kommt die Sauberkeit – alles hat ordentlich ausgeschaut. Ich nenne es, die Attraktivität des Faschismus. Deswegen wollten alle dabei sein. Na gut, die jüdischen Geschäfte wurden geplündert – die Konkurrenz war auf einmal weg. Damit kann ich als kleiner Österreicher leben, da weine ich nicht lange. Es ist nicht ethisch, es ist nicht moralisch, aber es ist menschlich! Leider. Alle Phänomene bis 1939 haben zu so vielen Jasagern beigetragen. Ab 1939 wurde die Situation anders. Auf einmal waren die Väter, die Ehemänner weg. Aber da war es ja schon zu spät – da konnte man nicht mehr Nein sagen. Ich verstehe diese Kollektivlüge. Wäre ich Österreicher und Nichtjude, hätte ich auch sicher Ja gesagt. So ungefähr: „Die Deutschen sind doch eine Kulturnation, die sind doch keine Mörder.“ Aber es waren dann ja doch einige darunter. Der Anteil der ÖsterreicherInnen unter den Nationalsozialisten war sehr hoch. Da kommt der Minderwertigkeitskomplex dazu – viele Protestanten unter katholischen Druck hatten auf einmal Oberwasser. So ist die kollektive Lüge zwar eine eindeutige Lüge, aber eine verständliche Lüge.

Naja, aber nach 1945 hat sich ja die Dimension der Ermordung nach und nach gezeigt. Es hat dennoch bis 1991 gebraucht, bis Franz Vranitzky zumindest eine Teilschuld eingestand. Wie belastend war das für Juden?

Wer gibt denn gerne zu, nicht nur dass er sich geirrt hat – das kann man schnell sagen – sondern, dass man dem falschem System gedient hat. Die Wiener passen sich schnell an. Wie 1938 Hitler, wurde 1945 Stalin hier frenetisch begrüßt. Es kümmert nicht wer kommt, Hauptsache, es ist was los. Die ÖsterreicherInnen sind mehr Slalomfahrer anstatt Abfahrer. Die Kollektivlüge ist verankert. Was einmal die Juden waren, sind jetzt generell alle Ausländer.

Aber ist das nicht konfliktgeladen? Die Juden leben im Täterland, das aber behauptet, es sei erstes Opfer. Das muss doch Spannungen hervorrufen?

Im Gegenteil. Das war, was sie benötigen. Wie ein Auto Benzin benötigt, benötigen die in der Luft schwebenden Juden den Antisemitismus: „Das sind alles Mörder, die behaupten, die seien Opfer. Das ist ja alles ganz fürchterlich ...“ Es gibt den berühmte Satz: die Täter verzeihen den Opfern gerne. So wird alles aufgeschaukelt. Die in Österreich und Wien lebenden Juden benötigen die Kollektivlüge. Das bestätigt ihre Meinung. Bei den Jungen erst recht. Die schließen sich noch mehr zusammen – in ihre unsichtbaren Ghettos, die nichts mehr mit der Religion zu tun haben. Der Zusammenhalt basiert auf der Negation. Weil die Religion kein jüdisches Selbstbewusstsein liefert, suchen sie verzweifelt Nahrung für ihr neurotisches nicht vorhandenes Selbstbewusstsein. Da passt die Kollektivlüge wunderbar.

Wie kann man da Ruhe hineinbringen?

Ich sehe da keine Chance. Das wird so weitergehen. Man kann ablenken: jetzt sind es die Ausländer, also genauer die Türken, also eigentlich alles, was man unter Anatolien versteht. Wir brauchen Feindbilder. Ich nenne es Sozial-Pyromane: So wie der Pyromane ständig zündelt, zündeln auch die Sozial-Pyromanen. Und wenn's dann brennt, sagen die: „Ich hab immer gesagt, dass es brennt.“ Dass man dazu beiträgt, wird natürlich verschwiegen. Eine kleine Geschichte zur sozialpsychologischen Situation der frommen Juden: Ich war mit einem Klaustrophobiker unterwegs, der es nicht erträgt, in engen Liften mit fremden Personen zu fahren. Als wir einsteigen wollten, war schon ein Mann drinnen, eindeutig ein Jude mit Kippa. Für den Bekannten war es unmöglich, den Lift zu betreten, wegen seiner Klaustrophobie. Der Jude hat sicher gedacht, wir sind Antisemiten, weil wir nicht zu ihm in den Lift stiegen. Über solche Missverständnisse wird keine Statistik geführt.

Wie geht es denn den nichtreligiösen Juden in diese Diskussion?

Miserabel. Außer der dritte Generation. Die haben genug Geld und bevölkern spezielle Diskos und Lokale, sind also immer untereinander. Die frönen ein Judentum, das nicht vorhanden ist. Sie sind nicht religiös, sind auch keine Zionisten. Das ist nicht echt. Die Jungen, die so für Israel schwärmen, fahren zwar dorthin auf Urlaub. Aber nicht, um im Kibbuz zu arbeiten – sondern, um am Roten Meer zu urlauben. Und danach am liebsten ganz schnell zurück nach Wien. Um dann hier wieder ein begeisterter Zionist zu sein. Unter den großen Psychologen gibt es so viele Juden. Die haben nichts anderes gemacht, als

sich selbst zu analysieren. Das neurotische Verhalten ist nicht neu. Das begann zu Beginn des 19. Jahrhundert, als die große Assimilationswelle begann.

Können Sie sich vorstellen, dass die ÖsterreicherInnen ein Problem damit haben, dass jüdisches Leben wieder sichtbar gemacht wird?

Ich halte Verallgemeinerung für schlecht. Fakt ist, dass es in Österreich bald mehr Synagogen als Juden geben wird. Die Gegenwelle erzeugt Reaktion und löst neuen Antisemitismus aus. „Kriegen die Juden nie genug?“ Dass in der ganzen Wiedergutmachung nur ein ganz kleiner Teil zurückgegeben wurde, das ist den Menschen egal.

Habe ich Sie richtig interpretiert: Am liebsten wäre es Ihnen, wenn es den meisten Menschen „egal“ wird, ob jemand Jude ist – sprich, die nicht mehr darüber reden?

Ja, aber das ist ein Wunschtraum. Man kann von der Welle profitieren, das tun einige.

Das Judentum boomt und ist hip?

Natürlich. Die Juden nach 1945 haben davon profitiert, dass sie jüdisch sind.

Sie sprechen vom mangelnden jüdischen Selbstbewusstsein. Was schlagen Sie vor, um das zu ändern?

Außer, man ist tief religiös – die haben ein Selbstbewusstsein. Ich spreche nicht davon, dass alle besonders fromm werden sollen, aber zumindest etwas religiös. Dass sich die Jungen mit der eigener Religion beschäftigen.

Was soll mit kultureller Identität passieren?

Es wäre vernünftig, wenn sie eine echte Identität annehmen. Doch von wo? Ich würde mich freuen, wenn die dritte Generation ein bisschen religiöser wird, aber nicht fromm. Sich mit der Religion beschäftigen, Hebräisch lernen, das kann nicht schaden. Die jüdische Identität, die aus der Religion kommt, soll sich damit beschäftigen. Damit könnte man das Vakuum füllen. Momentan haben wir null, nur diese Schicksalsgemeinschaft. Doch es muss doch noch etwas anderes geben: Die jüdische Tradition. Egal ob bei Orthodoxen, Konservativen oder Reformjuden. In Wien leben hauptsächlich Konservative: Die haben ihre Einstellungen, lassen aber die anderen damit in Ruhe. Die Orthodoxen wollen anderen gerne ihren Willen aufzwingen. Bei den Reformjuden sind die Geschlechter in der Synagoge gemischt und es wird die Landessprache gesprochen. Reformjuden gibt es vor allem in Deutschland, England und den USA. In Wien ist dieser Teil ganz klein. Die Reformjuden beschäftigen sich mit der Religion, ohne fromm zu sein und entdecken so den tiefen philosophischen Gehalt der jüdischen Religion. Wenn ich jungen Menschen was empfehlen könnte, würde ich sagen: lernt davon, wie man religiös sein kann, ohne in die Orthodoxie zu fallen.

Das ist ein ausschließlich innerjüdischer Prozess. Sie sprechen beim „ewigen Thema Jude“ von einer kleinen personellen Anzahl, aber großer medialer Aufmerksamkeit. Stören die Medien?

Total. Die Juden, die unter Komplexen leiden, für die ist es angenehm. Weil schon wieder ist alles so schlimm. Wie oft habe ich schon einen Anruf bekommen mit: „Hast du das schon wieder gelesen?“ Es schadet, weil es zur Neurotisierung beiträgt.

Was wäre denn in Ihren Augen ratsam?

Ich habe nichts gegen Feste. Man sollte interkulturell feiern, ich bin auch ein Verfechter der Multikulturalität, aber nur in Kunst und Kulinarik. Sonst haben wir lauter Parallelgesellschaften. Wehe, wenn eine Wirtschaftskrise kommt. Die Feindbilder wachsen. Identifikation kommt nicht von außen, sondern ausschließlich von innen.

Das ist aber kein rein österreichisches Problem.

Nein. Amerikas Juden sind nur noch Israelzentriert. Alles ist komplett egal, Hauptsache man ist für Israel. Ein Gutteil der Siedler kommt aus den Vereinigten Staaten. Nicht nur aus Geldgründen, auch sehr viele junge Menschen. Die haben eine regelrechte Frömmigkeit entwickelt. Eine Cowboy-Mentalität, eine Art jüdische Cowboys. Die benehmen sich auch so.

Interview 2: Rudolf Gelbard

Rudolf Gelbard wurde 1930 in Wien geboren und erlebte bewusst die Reichskristallnacht. Im Jahr 1942 wurde er ins KZ Theresienstadt deportiert und war eines von wenigen Kindern, die überlebten. Im Mai 1945 erfolgte die Rückkehr nach Wien, Gelbard holte selbstständig seine Schulbildung nach und besuchte die Akademie der Sozialistischen Jugend Österreichs. Er war von 1954 bis 1963 in der Erhebungsabteilung des Bundesministeriums für soziale Verwaltung, danach war er selbstständiger Handelsvertreter, später Redakteur beim der Tageszeitung Kurier. Nach seiner Pensionierung war er verstärkt als Vortragender und Zeitzeuge tätig. Gelbard ist unter anderem Träger des Goldenen Verdienstzeichens und des Silbernen Ehrenzeichens für Verdienste um die Republik Österreich, des Theodor-Herzl-Preis und des nach ihm benannten Rudolf-Gelbard-Preises.

Sie haben als Kind bewusst die Drangsalierungen gegen Juden, die Reichskristallnacht und die Deportation „unter Gespött“ – wie Sie erzählten – ins KZ Theresienstadt erlebt, bei der Sie gerade zwölf Jahre alt waren. Wie haben sich damals Freunde und Bekannte verhalten?

Begonnen hat das im Jahr 1938. Wir waren zwei jüdische Jungen in der Schule und wurden separiert. Wir kamen in jüdische Schulen, wurden aber ständig auf neue geschickt. Deswegen hatte ich keine systematische Schulbildung und musste mir viel nach 1945 autodidaktisch beibringen. Die Trennung zwischen dem jüdischen und nichtjüdischen Teil der Bevölkerung war sehr scharf. Es gab anständige Leute, die Freunde meines Vaters haben nach wie vor mit uns verkehrt.

Aber für die Menschen war das ja in dieser ganz harten Diktatur nicht ungefährlich, dass muss man auch sehen. Wenn Juden abgeholt wurden, und die Menschen nicht geschimpft, gespuckt oder getreten haben, sondern das als schrecklich empfunden und dies sogar noch geäußert haben – mehr kann man in so einer harten Diktatur nicht erwarten. Außer von Widerstandskämpfern, die eine Minderheit waren. Die waren das andere, anständige Österreich.

Haben Sie bei der Deportation gewusst, was auf Sie zukommt?

Wir wurden am 2. Oktober 1942 deportiert. Durch Soldaten von der Ostfront wusste man, dass es fürchterliche Vorkommnisse im Osten gibt. Mir als Zwölfjährigen hat man das natürlich nicht im Detail vermittelt, aber das Sammellager, in das wir kamen, war schon beängstigend genug. Wir brauchten eineinhalb Tage nach Theresienstadt. Die SS hatte ja ein ausgeklügeltes System, jemanden in Angst und Schrecken zu versetzen. Die schrien: „Raus, raus“, alles war immer so laut und schnell. Man konnte gar nicht zur Besinnung kommen. Es war ein sehr kalter Winter, wir verbrachten die erste Nacht auf dem Dachboden nachdem uns alles weggenommen wurde. Fremde Menschen schmiegt sich aneinander, um sich mit ihren Körpern zu wärmen.

Sie haben als eines von wenigen Kindern überlebt. Wie haben Sie das Sterben wahrgenommen?

Die meisten sind nicht bei uns gestorben. Theresienstadt fungierte unter anderem ja auch als eine Durchgangsstation in die sechs Menschenvernichtungsfabriken im Osten. Wenn es

dann hieß, es geht weiter nach Osten, wussten alle, es wird noch ärger, obwohl Theresienstadt schon furchtbar war. Die Kinder und Jugendlichen sind dort getötet worden. An der Rampe von Auschwitz II gab es die Selektion: Auf die eine Seite mussten die Mütter mit ihren Babys und Kindern, Alte und Kranke gehen. Auf die andere Seite kamen jene, die zum Arbeitseinsatz eingeteilt wurden. Auch die haben nicht lange überlebt. Sie müssen sich vorstellen: Häftlingskleidung ohne Unterkleidung, Holzschuhe, keine Socken, härteste Arbeit bei jeder Witterung, wenig zu essen, Schläge. Es war eine Vernichtung durch Arbeit, die meisten lebten auch nur zehn Monate. Das überhaupt Juden überlebt haben, hängt ja mit einem Schulstreit der SS zusammen. Dazu muss man wissen, wie die Mordzentrale organisiert war. 1939 wurde das Reichssicherheitshauptamt gegründet, mit Kriminalpolizei und Sicherheitsdienst. Chef war SS-Obergruppenführer Reinhard Heydrich, der 1942 in Prag von tschechischen Widerstandskämpfern, die als Fallschirmjäger via London geschickt wurden, getötet wurde. Das Reichssicherheitshauptamt hatte sieben Hauptabteilungen; IV war die Gestapo, wo es nochmals 14 Unterabteilungen gab. Und die Abteilung IV B 4 war für die Judendeportationen zuständig. Der Chef war Obersturmbannführer Adolf Eichmann, den ich am Bahnhof aus einer gewissen Entfernung gesehen, aber natürlich nicht ins Gesicht geschaut habe. Wer hätte sich das gewagt. So wurde jedenfalls die Mehrheit der Kinder und Jugendlichen getötet.

Wissen Sie, warum Sie überlebt haben?

Ja, das kann man erklären. Es war ein Wettlauf mit der Zeit. Imre Kertész, ein ungarischer Literaturnobelpreisträger und

Auschwitz-Häftling, hat es treffend formuliert: „Unser Überleben war ein Betriebsunfall“. Meine Mutter war in der Produktion für Fenster für deutsche Flugzeuge eingeteilt, deswegen waren wir zurückgestellt. Als man uns liquidieren wollte, gingen die Transporte nicht mehr nach Auschwitz.

Wie haben Sie die Befreiung im Jahr 1945 erlebt?

Die SS ist Anfang Mai geflüchtet, kurz danach hat das Rote Kreuz das Lager übernommen, schließlich kamen die Russischen Truppen. Es war wie eine Wiedergeburt. Ich habe nie daran geglaubt, dass wir das Lager überleben.

Konnte man in diesem Moment so etwas wie Freude empfinden?

Selbstverständlich, weil man wusste, man bleibt am Leben. Ich war schwerkrank, vor allem an den Bronchien durch die harte Zeit im Lager. Wir kamen dann relativ rasch nach Wien, doch ich wollte nicht bleiben. Ich war ein sozialdemokratischer Zionist in Richtung Ben-Gurion und Golda Meir, aber meine Eltern waren schwerkrank. Mein Vater starb sehr jung, 46-jährig im Jahr 1952. Meine Mutter wurde psychisch krank. Sie hatte am Schluss ihres Lebens in jedem Polizisten oder Postmann, die hatten ja alle noch Uniformen, einen SS-Mann gesehen. Sie ist dann leider in einer Anstalt verstorben. Ich konnte meine Eltern nicht verlassen, obwohl ich nicht in Wien bleiben wollte.

Ich kann mir gut vorstellen, dass es schwer ist, in einer Stadt zurückzukehren, in der so viele Täter wohnten? Und das es schwierig ist, zu bleiben, obwohl Sie gehen wollen. Das Wien,

welches Sie vorfanden, war doch ein anderes, als Sie es kannten.

Es war ein Land der Täter von erheblicher Zahl. Mit Pauschalurteilen muss man sehr vorsichtig sein. Von der Tendenz her ist es richtig. In Wien war alles zerstört, statt Brücken gab es Notstege. Das Haus, in dem unsere alte Wohnung war, war zum Teil zerstört. Wir bekamen dann eine Wohnung im siebten Bezirk, welche zuvor von hohen Nazis bewohnt wurde, die nach Salzburg geflüchtet waren. Aber die erste Zeit, die ersten Jahre waren schwer. Man wusste nicht, mit wem man verkehren konnte. Ich hatte in dieser Zeit nur Kontakt zu Juden, und wenn sie keine Juden waren, dann mit politischen Gegnern der Nazis. Ich war auch damals schon in der SPÖ.

Wie haben Sie sich gefunden?

Es gab Künstlerklubs, da wusste man, dort treffen sich Intellektuelle und kosmopolitische Menschen. Ich war von Beginn an sehr aktiv im antistalinistischen linken Flügel der Partei – obwohl ich heute nicht mehr ganz dort stehe. Die jüdische Jugend hatte einen Treffpunkt, das Café Blumenfeld. Dort wurde auch der Sportklub Hakoah – zu Deutsch die Kraft – wiedergegründet. Die ersten Jahre agierte man auf jeden Fall sehr vorsichtig.

Der Krieg war vorbei, der Antisemitismus nicht?

Nicht zu vergessen ist, von 1945 bis 1947 gab es Prozesse mit immerhin 35 Todesurteilen gegen führende Nazis. Das ist jetzt

sehr, sehr wichtig: Als 1947 die Nazis wieder wählen durften, und die Anti-Hitler-Koalition Sowjetunion/Amerika auseinanderbrach und der Kalte Krieg begann, hat das den Nazis geholfen. Um ihre Stimmen wurde jetzt gebuhlt. Es war klar, dass die 600.000 Nazis, die in der Partei waren, und rund 300.000 Familienmitglieder nicht auf ewig aus der Öffentlichkeit ferngehalten werden konnten. In Wien sagt man dazu: Denen wurde ein bisserl das Goderl gekratzt. Man ist sich ideologisch näher gekommen. Einerseits gab es die Geheimkonferenz der ÖVP in Oberweis, wo sogar ehemaligen KZ-Häftlinge mit ehemaligen Nazis sprachen, um sie für die ÖVP zu gewinnen. Andererseits gab es den äußerst rechten Flügel der Sozialdemokraten um Innenminister Oskar Helmer. Das alles hat den Nazis schon sehr geholfen.

Wie haben Sie diesen Richtungswandel erlebt?

Sehr wach, weil ich immer politisch aktiv und interessiert war. Ich saß – so wie heute – auch früher schon im Kaffeehaus und habe Zeitungen gelesen. Ich war auf vielen Vorträgen und auf der Akademie der sozialistischen Jugend. Ich war sehr gut informiert.

Wie ist man in der SPÖ mit diesem Thema umgegangen?

Das war unterschiedlich. In Wien war die Stimmung in der SPÖ scharf antifaschistisch. Man sagt, in Kärnten war das etwas anders. Im innersten Kreis herrschte auf jeden Fall eine antifaschistische Stimmung. Der sehr rechte Flügel der SPÖ hat aus realpolitischen Überlegungen natürlich manche

antifaschistische Aktivität unsererseits gestört. Die meinten, wir sollten uns mehr zurückhalten.

Wo sind Sie persönlich gestanden?

Ich habe zu jenen gehört, die auch mit rechten konservativen Antinazis Kontakt hatte. Wir waren uns beispielsweise über die Bedeutung des Jahres 1934 uneins. Aber ich war ein Mann der Breite. Ein Beispiel: Im Palais Auersperg, wo sich gegen Ende des Zweiten Weltkriegs die Widerstandsbewegung O5 traf, gab es in den 60er-, 70er-Jahren einen bestimmten Abend. Ich bin wohl einer der Letzten, der dies noch erlebt hat – ich war nämlich immer der Jüngste. Die Goldene Nadel der österreichischen Widerstandsbewegung wurde verliehen. Es gab ein festliches Essen und zusammen saßen ehemalige KZ-Häftlinge, Widerstandskämpfer, Sozialdemokraten, Sozialisten, Konservative, Kommunisten. Aber auch Rabbiner, Pastoren und Priester, von denen viele im KZ waren. An diesem Abend waren wir Brüder. Was uns auch sonst getrennt hat, wir hatten nur einen Feind: die Nazis. Das war das andere Österreich. Leute, die in Spanien gekämpft haben bei den Internationalen Brigaden, beim Freiheitsbataillon in Jugoslawien oder bei den Alliierten, Menschen die im Zuchthaus waren. An diesem Abend, da waren wir uns in der Gesinnung einig.

Sie sagen, das war das andere Österreich. Fand das im Versteckten statt?

Vergessen Sie nicht, in der ersten Regierung gab es viele ehemalige KZ-Häftlinge, der erste Bundeskanzler Leopold Figl war im KZ, der spätere Vizekanzler Fritz Bock ebenso. Von den

Sozialdemokraten waren auch einige im KZ. Das muss man natürlich schon sehen. Die Realpolitik hat ihre Tücken gehabt. Diese potenziellen Wählermassen, die man mobilisieren und so seine eigenen Stimmen maximieren konnte. Da ist manches verwaschener geworden, wie etwa lebenslänglich Verurteilte, die nach einem Jahr wieder frei waren.

Sie waren bei vielen antifaschistischen Aktivitäten auf der Straße. Was war Ihre Motivation? Wie verhielt sich die Polizei?

Ich war immer ganz vorn dabei. Das tat ich aus Überzeugung. Die Polizei musste ja angemeldete rechte Kundgebungen schützen, das gehört sich so in einer parlamentarischen Demokratie. Da war ihnen niemand böse von uns. Wir wollten, ohne Rangeleien bitte sehr, so hart auftreten, dass die Polizei die Kundgebungen absagen musste. Das richtig rechte Wien ging ja das erste Mal im Jahr 1959 zur sogenannten Schillerfeier auf die Straße. Alle Burschenschaften waren dabei, da mussten wir einfach massiv dagegen auftreten. Viele waren auf unserer Seite dabei, die heute pensionierte Politiker sind. Auch Bundespräsident Heinz Fischer, damals ein sozialistischer Studentenführer, war mitten im Geschehen. Gegen diese rechten Recken mussten wir demonstrieren.

Hatten Sie damals Angst vor einer Wiederholung der Ereignisse ab 1938?

Auf keinen Fall. Es war ausgeschlossen, dass das wiederkommt. Niemand hat gedacht, dass die Nazis wiederkommen. So weit konnten wir alle politisch analysieren. Wir waren nur voller Empörung über Zeitschriften wie die im Jahr 1951 erschienene

„Die Aula“ – andere sind nachgekommen, etwa viel später „Zur Zeit“. Die Relativierungen, Leugnungen und Freisprüche in diesen Blättern sind zutiefst empörend. Deswegen sind wir auf die Straße gegangen. Damals waren die Kräfte auch anders verteilt. Der Ring Freiheitlicher Studenten hatte rund ein Drittel der Stimmen, die waren unglaublich stark. Das hat sich ja im Laufe der Zeit gewandelt.

Hat sich was in Wien verändert zwischen 1945 und den Jahren, als Sie auf den Straßen demonstriert haben? Ist die Stadt offener geworden?

Das geschah später. Mit 20 Jahren bin ich gerne tanzen gegangen. Ich war ein sehr guter Boogie-Tänzer. Langsam ist man halt aufeinander zugegangen. Es war zwar eine Gegebenheit, dass es in Wien Antisemiten gegeben hat, aber genauso gab es auch viele, die völlig in Ordnung waren. Mit denen hatte ich guten Kontakt – bis heute. Ich war von Beginn an sehr gut mit dem – pathetisch ausgedrückt – „anderen“ Österreich.

Wie war die Stimmung innerhalb der Gemeinde?

Während der Nazizeit gab es nur sehr wenige Juden in Wien, hauptsächlich aus Mischehen, dann Juden ersten und zweiten Grades, um es in Nazidiktion zu sagen. Jene, die aus den KZ nach Wien zurückkehrten, taten das, weil sie verwurzelte Wiener waren oder Eigentum hier hatten. Dann kamen Juden aus England, die waren keine Zionisten, Linke, Religiöse oder Sozialisten, sondern sie wollten ein neues antifaschistisches Österreich mit aufbauen. Das Kräfteverhältnis in der

Kultusgemeinde war folgendermaßen: Erstmal hatten die Kommunisten kurz die Mehrheit, dann viele Jahre die Sozialdemokraten, dann jene aus dem Osten, die in Wien geblieben sind, etwa aus Polen oder Ungarn. Das war der Kern der Jüdischen Gemeinde. In den 70er-, 80er-Jahren kamen Juden aus der Gegend rund um Tadschikistan und Georgien. Das macht die Gemeinde aus. Viele Wiener Juden hatten eine gewisse Kluft mit den Ostjuden oder den sephardischen Juden, aber im Großen und Ganzen ist das gar kein Problem. Für mich war der Hakoah-Sportklub eine wirkliche Heimat. Am Semmering gab es eine Berghütte des Klubs, dort haben wir die Sommer verbracht. Viele alte Freunde sind auch irgendwann weitergezogen, nach Amerika oder Israel.

Haben Sie es sich nicht später auch noch einmal überlegt, nach Israel zu ziehen?

Das war dann einfach zu spät. Doch ich bin dem Land überaus verbunden als überzeugter Zionist. Das erste Mal war ich im Jahr 1969 in Israel.

Was entgegnen Sie Menschen, die „die Vergangenheit ruhen lassen“ wollen beziehungsweise die nicht verstehen, „warum überhaupt noch über diese Zeit geredet werden soll“?

Das haben wir schon 1946 gehört, das haben immer jene gesagt, die einen Grund hatten zu schweigen. Solange die Shoah geleugnet, relativiert oder gegen etwas anderes aufgerechnet wird, werden wir immer antworten. Das ist wie ein Mord, der zum zweiten Mal geschieht. Es geht um die sieben Hauptverbrechen der Nazis. Erstens: Dass zwei Drittel der

europäischen Juden ermordet wurden, aus 24 Ländern, darunter eineinhalb Millionen Kinder, erst auf Schlachthäusern auf Rädern, gefolgt von Gasautos und schließlich in den sechs Menschenvernichtungsfabriken. Zweitens: der Mord an den Roma und Sinti. Drittens: die Euthanasie, der hunderttausend nichtjüdische Menschen zum Opfer gefallen sind. Viertens: die medizinischen Versuche. Fünftens: die Germanisierung, wo zwanzigtausend katholische Kindern in Polen von ihren Eltern weggenommen und zu deutschen Eltern gebracht wurden. Sechstens: die Verfolgung der politischen Gegner. Und Siebtens: der Generalplan Ost, bei dem im Falle des Kriegsgewinns riesige Völkerverschiebungen angedacht waren. Ich bin der festen Überzeugung, der Umfang dieses Verbrechens ist nicht mal allen Antifaschisten bekannt.

Wie wichtig war es, dass Franz Vranitzky im Jahr 1991 die Mitschuld Österreichs an den Verbrechen des Naziregimes aussprach?

Die Rede an der Universität in Jerusalem, wo er sagte, dass viele Täter ÖsterreicherInnen waren, aber auch viele Opfer, das ist richtig. Es hat auch zum Teil mit der Waldheim-Affäre zu tun, die Österreich aufgewühlt hat. Auch, dass Alfred Gusenbauer zwei Bücher über die braunen Flecken in der SPÖ veranlasst hat, ist sehr anständig. Es waren ja die meisten aus der SPÖ Antifaschisten. Bei den Bürgerlichen war das etwas anders. Da waren nicht alle, die im KZ waren, Antifaschisten, aber eben Antinazis; wegen des Ständestaats natürlich. Das verstehen manche nicht. Wie hat es Fred Sinowatz treffend gesagt: „Es ist alles sehr, sehr kompliziert.“

Warum hat es Deutschland so viel schneller geschafft, über die Naziverbrechen zu sprechen?

Das dies so ist, ist gar keine Frage. Das neue Deutschland hatte mit Konrad Adenauer einen konservativen Nazigegner; obwohl er sinngemäß gesagt hat: „Solange es kein sauberes Wasser gibt, muss ich schmutziges nehmen“ und hat damit den Beamtenapparat gemeint. Auch die SPD hat eine stolze Geschichte. Kurt Schumacher war jahrelang im KZ, die SPD hat 1932 als einziger mit dem Abwehrdienst der Jüdischen Gemeinde zusammengearbeitet. Und Willy Brandt, der am wenigsten hätte in Warschau knien müssen. Wer kann solchen Männern die Achtung versagen? Die SPD war die einzige Partei, die vollkommen geschlossen für die Abkommen mit Israel gestimmt hat.

Wie passend finden Sie Wörter wie Versöhnung und Wiedergutmachung? Ist das überhaupt möglich?

Was soll das eigentlich genau heißen? Mit wem überhaupt versöhnen? In Deutschland ist alles viel mehr aufgeräumt, da gab es ein größeres Bedürfnis, die grauenhafte Vergangenheit zu verarbeiten. In Österreich bekamen die, die alles verloren haben, einen Teil zurück. Das Zitat von Innenminister Helmer ist ja bekannt: „Ich bin dafür, die Sache in die Länge zu ziehen.“ Das Alles-ist-Gut kann man mit mir nicht machen, ich kann nicht vergessen. Die Schuldigen gehörten bestraft. Ich bin für etwas anderes: Ich hatte sogar Freunde, die waren früher bei der SS. Da waren sie 18-jährige Burschen, als sie aber älter wurden, änderten sie ihre Meinung, wurden zu totalen Gegnern des Naziregimes und verteufelten es. Das ist dann erledigt, die

Rechnung ist saldiert. Wirklich bedenklich sind jene, die heute noch in Zeitschriften relativieren und aufrechnen.

Woher nehmen Sie die Kraft, schon Ihr ganzes Leben gegen das Verharmlosen der NS-Zeit zu protestieren?

Ich beschäftige mich jeden Tag mit Zeitgeschichte. Von den ehemaligen KZ-Häftlingen sind viele Zeithistoriker geworden. Wenn man sich ständig damit beschäftigt, wird man eher gelassener. Ich habe Raul Hilberg, dem Autor von „Die Vernichtung der europäischen Juden“, gefragt, wie er es psychisch und emotional schaffe, die Grausamkeiten der NS-Verbrechen in drei dicken Bänden zusammenzutragen. Seine Antwort: „Dazwischen Mozart-Sonaten.“ Meine Pfeilrichtung war immer die Errichtung des Staates Israel. Für die Juden, die es brauchen und wollen. Ich empfinde das als Verpflichtung für meine toten Familienangehörigen und meine toten Freunde aus dem Jugendblock 1144. Daneben habe ich bitteschön schon ein Leben gelebt. Kein neurotisches Leben, aber die Vergangenheit war immer mitbestimmend.

Lebenslauf

Name: Jennifer Bendele

Geburtsdatum/ort: 29. Juli 1981; Berlin

Ausbildung:

2003/2012 Studium Politikwissenschaft in Wien mit den Schwerpunkten Österreichische Politik, Politische Bildung und Politische Theorie, sowie Wahlfachspezialisierungen in Psychologie und Philosophie

2001/2003 Studium Rechtswissenschaften in Wien, Studienwechsel

Juni 2000 Matura Ingeborg Bachmann Gymnasium, Klagenfurt

Berufserfahrung:

2010/2011 Wirtschafts- und Karriereredaktion Tageszeitung Kurier

2003/2010 Schlussredaktion Tageszeitung Kurier